



**MINIATUR**  
**BIBLIOTHEK**  
für  
**KINDER.**

---

MAINZ,  
Verlag v. Jos. Scholz.

1874. *Chas. ...* ...

Profali Tysiv. H.

Le I

20

1874

1874

1874

Barbeli Schmid

# Miniatur - Bibliothek.

---

Segen frommer Kinder.

---

Einige Blüthen und Früchte aus dem  
Leben eines Kindes.

---

Des Kindes Einfalt.

---

Die Spinnweben.

---

Mainz,  
Verlag von Joseph Scholz.

I.

Scholz 621



2022-173, 176

## Der Segen frommer Kinder.

---

Der Schulmeister W. saß in der von der Abendsonne beleuchteten Wohnstube am Fenster vor einem großen Bündel Federn, emsig mit Schneiden derselben beschäftigt. Ihm gegenüber am Tisch saßen zwei Knaben von zehn und zwölf Jahren, mit rothen Wangen und runden schwarzen Augen, recht ernsthaft in Zahns biblischen Geschichten vertieft. Die Thurmuhre brummte sechs. „Da schlägts!“ sagten beide Knaben wie aus einem Munde und wandten sich zu Julie, ihrer 14jährigen Schwester, die eben den ganz kleinen Bruder in den Nachtwickel steckte. „Da schlägts!“ wiederholte Julie und fügte in einem Vertrauen erweckenden Tone hinzu: „und nun gibt's Abendbrod.“ Sophie räume das Waschbecken fort, und Ricke decke. „Sophie aber war 6 Jahre

alt und Riecke 8, und beide gingen sehr eilig an ihre Arbeit.

„Habt ihr denn Brod?“ fragte leise die Mutter, die, nachdem sie acht Wochen gelegen, heute zum erstenmal das Bett verlassen hatte und noch bleich und matt im großen Lehnstuhl saß. Bei dieser Frage richteten sich des Vaters Augen mit dem Ausdruck der Bangigkeit auf Julie. Diese aber schaute fröhlich auf.

„Wenn auch das nicht, so doch Geld!“ sagte sie; „noch drei Groschen habe ich von dem Gulden, den mir der Vater am Sonntag gab.“

„Und heut ist Sonnabend?“ fragte die Mutter lächelnd, wovon habt ihr denn gelebt?“

„Von lauter herrlichen Dingen,“ entgegnete Julie. „Nicht wahr, Kinder, ich habe euch nicht schlecht abgespeist?“ wandte sie sich zu den Geschwistern.

Diese gaben auf verschiedene Weise ihre Zufriedenheit zu erkennen, nur Karl der 10jährige Bruder, machte die etwas zwei-

deutige Bemerkung: „Aber viel Mairüben hat's gegeben!“

Julie ließ sich dadurch nicht irre machen. „Ja die Mairüben — das ist eine herrliche Erfindung,“ sagte sie triumphirend. „In jetziger Zeit, ohne Kartoffeln, die vielen hungrigen Magen mit jungem Gemüse satt machen, wäre ein Werk der Unmöglichkeit. Mairüben können wir wöchentlich zwei Körbe aus dem Felde holen, so reichen sie doch, bis es neue Kartoffeln gibt. Und das Beste ist, sie schmecken Abends so gut als Mittags.“

„Aber heut Abend gibt's Salat?“ unterbrach sie hoffend und zagend der ältere Bruder Frik.

„Salat mit Syrup!“ bejahte Julie. Für zwei Groschen ein Brod, für Einen Syrup, geh, Frik, und hole es.“ Bei diesen Worten griff sie in die Tasche und gab dem Bruder das Geld.

Frik, den Handkorb am Arm, verließ eilig das Haus. Doch war er noch nicht aus dem Garten, als Julie ihm nachrief: „Frik! Du — hör' einmal, — Du leckst

doch nicht?" Halb bittend, halb warnend war der Ton ihrer Stimme.

"Nein!" erwiderte dieser mit treuherzigem Tone — und Julie wandte sich befriedigend nickend vom Fenster.

Eine Viertelstunde später saß die Familie um den großen Tisch vor der hochaufgethürmten grünen Schüssel. — „Salat mit Syrup!“ flüsternten die Kinder. Der Vater aber setzte sich still an den Tisch, faltete die Hände und sprach: „Danket dem Herrn denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.“ Seine Augen waren dabei naß geworden. Julie sah es und verstand den armen Vater wohl. Seit acht Wochen, wo der kleine Bruder geboren, war die Mutter krank, einige Tage so gefährlich, daß die ganze Familie in banger Sorge um ihr Leben war. Als diese Sorge vorüber war, traten bittere Nahrungsorgen ein; die geringe Besoldung mußte Arznei und andere ungewöhnliche Ausgaben mit bestreiten, und so blieb für Kleidung und Nahrung der vielen Kinder gar wenig übrig.

Aber der liebe Gott hatte die vielen Kinder nicht hungern lassen, und der Vater noch jeden Tag vor dem gedeckten Tisch zu danken gehabt. Das war es, was dem Vater feuchte Augen machte. Bis hierher hat der Herr geholfen und Er wird weiter helfen! Und die schlimmste Zeit war nun vorüber. Morgen zum Sonntag gab es Accidenzien, mit diesen und mit Hülfe der Mairüben wurde noch künftige Woche gewirthschaftet, dann war der erste Juli und mit dem neuen Gehalt mußte der Haushalt wieder in das alte Geleis kommen. Julie theilte fröhlich das frische Grün unter die Geschwister aus, sah bedächtig das Brod an, ehe sie es anschnitt, das wo möglich noch bis morgen Nachmittag reichen mußte, und schob dem Vater den kleinen Butterteller hin. O du guter Vater! den Teller hatte sie ihm schon die ganze Woche hingeshoben, aber die Butter war nicht viel weniger geworden. Das war freilich für die Kasse sehr gut — wenn nur der Vater

nicht gar so blaß ausfähe! Ja es schien ihr oft, als ob er in der letzten Zeit viel magerer geworden sei. Aber er soll auch wieder stark werden! tröstete sich Julie, bis hierher hat der Herr geholfen und er wird weiter helfen. Als der große Tisch versorgt war, reichte sie der Mutter einen Teller Suppe, diese nahm ihn und seufzte. Julie sah sie fragend an.

„Wassersuppe!“ sagte die Mutter traurig; „der Doctor hat mir längst Taubensuppe verordnet, aber freilich...“

Julie gingen diese Worte wie ein Schwert durch die Seele. Tauben? Ach, es gibt ja so viel Tauben in der Welt; du lieber Gott! sollten für die kranke Mutter nicht auch einige dabei sein? Sie faßte sich ein Herz — ja gewiß! sie sind dabei, sagte das Herz in voller Glaubenskraft, und ein geheimnißvolles Lächeln glitt über ihre Züge.

„Julie, was hast du denn?“ fragte die Mutter verwundert.

„Tauben für Dich!“ entgegnete Julie gerührt. Zwei helle Thränen rannen über

ihre Wangen, es war ihr so selig gewiß, als ob sie die Tauben schon im Topfe hätte.

„Tauben?“ fragte die ganze Familie, „woher denn?“ und wo sind sie denn?“

„Stille, stille,“ entgegnete Julie geheimnißvoll. „Wartet nur bis morgen Mittag.“ Alle mußten sich gedulden.

Als sie aber den Tisch abgeräumt und eben mit dem Brode nach der Speisekammer ging, folgte ihr der Vater. „Hast du wirklich Tauben?“ fragte er dringend. Julie ward roth bei dieser Frage, aber nickte leise mit dem Kopfe. „Du wirst doch nicht so schwach sein und der armen Mutter eine Unwahrheit sagen?“ fuhr der Vater fort. Julie ward noch röther. „Nein gewiß nicht,“ entgegnete sie, trat zurück in die Wohnstube, nahm ein Büchlein vom Pult, schlug es auf und reichte es dem Vater. Er las: So ihr im Glauben bittet, sollet ihr empfangen; der Herr ist euer Schatzmeister und hat für euch Alles in Bereitschaft, so kommet doch und nehmet.

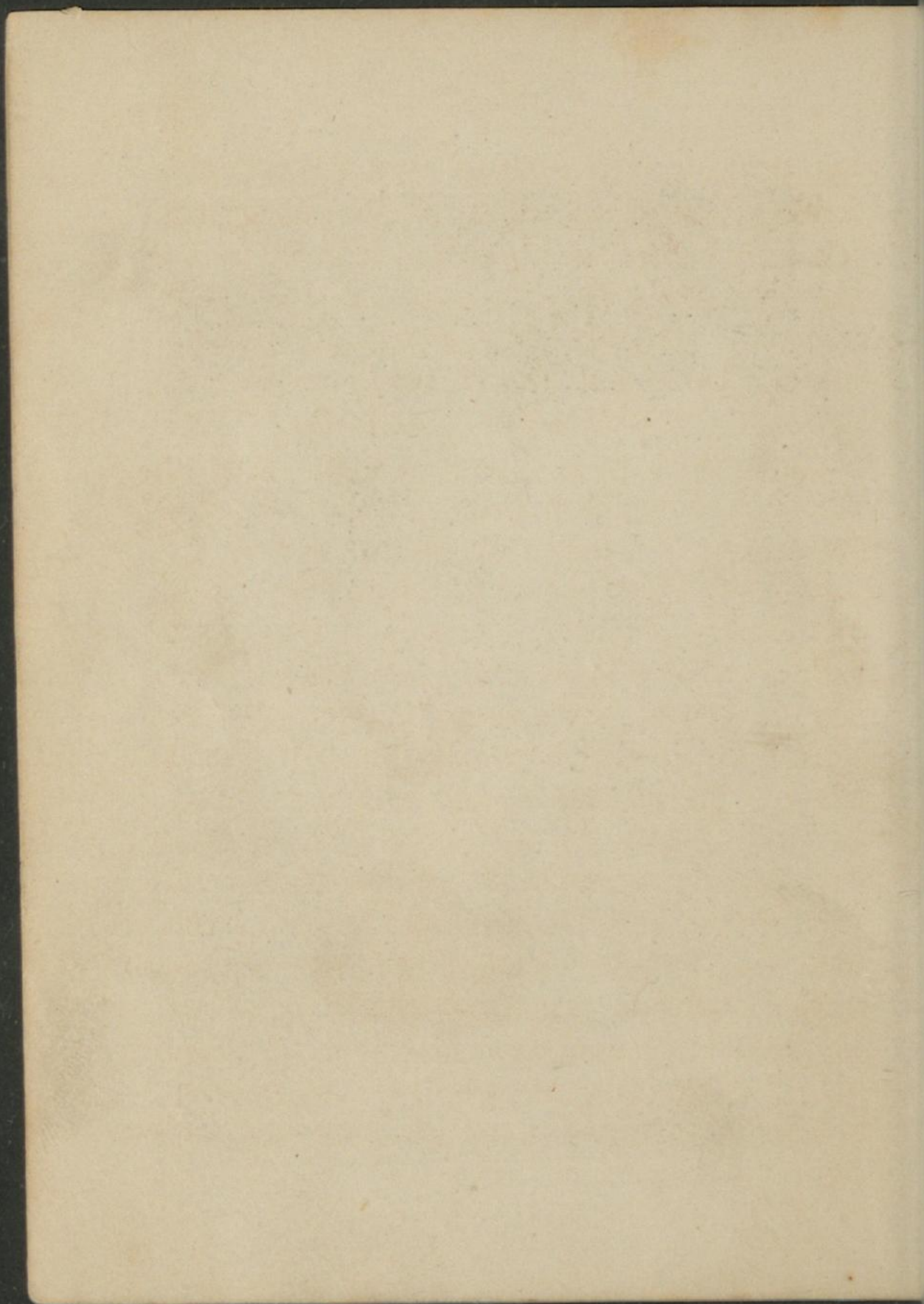
„So hab ich auch die Tauben,“ flüsterte Julie und eilte, um ihre Thränen zu verbergen, in die Küche.

Der Vater trat in den Garten, er sah auf zum lichten blauen Himmel, der da niederschaute auf die gesegnete Erde. „Verzeihe, Herr!“ stammelte sein Herz, „daß ich sorgen konnte. Du thust Deine milde Hand auf und erfüllst Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. O Du wirst auch mich erfüllen. Gib mir Glauben, Herr!“

Ja laß mich gläubig vor Dich treten  
Und nur in Christi Namen beten,  
Daß mir derselb' im Herzen sei,  
So werd' ich alles Zweifels frei,  
Denn was der Glaube nur begehret,  
Wird alsbald von Dir gewähret,  
Drum laß mich kindlich schrei'n und flehn,  
So werd' ich bald mich stärker sehn.“

Julie aber, als sie die franke Mutter und die jüngeren Geschwister zur Ruhe gebracht, schlich sich aus dem Hinterpförtchen, und wanderte durch das abendlich stille Dorf nach einem großen Bauernhose. Homan hieß der Bauer und war der reichste





im Dorf, und die Frau war ihre Pathe, zu der hatte sie das meiste Zutrauen. Aber ihr Herz schlug doch, als sie in die Hofthür trat; so zu sagen auf Betteln war sie ja noch nicht gegangen. „Nun, nun,“ sagte sie sich tröstend, „vor Gott sind wir Alle Bettler, und die kranke Mutter muß doch Taubensuppe haben.“ Auf dem Hofe war noch reges Leben. Vor der Scheuer wurde ein Futter Heu abgeladen, aus dem offenen Kuhstall drang das helle Singen des melkenden Mädchens, und Kinder und Dienstboten waren noch auf verschiedene Weise beschäftigt. Die Frau Homann aber saß feiernd vor der Thür unter dem Kirschbaum. Wohlgefällig schaute sie auf ihr mächtiges Reich und ließ nach verschiedenen Seiten hin ihre befehlende Stimme erschallen: „Höre, Dorle, hast die Blasse Mittag nicht rein ausgemelkt; passirt's jetzt wieder, giebt's Etwas. — Andres, mach' doch die Hängethüre zu, die Ferkeln laufen noch in den Garten. — Na, Christine, was ist denn mit dem

Goldhahn? der blüfter an der Hühnerstiege, als ob er nicht fliegen könnte."

Julie war die lange Scheunewand entlang dem Wohnhaus nahe gekommen und begrüßte jetzt die Frau Pathe.

"Guten Abend, Julie," sagte diese freundlich, "was gibts, oder was willst Du?"

Das Beste ist das Richtige, dachte Julie. "Meine Mutter, wissen Sie, ist schon so lange krank und jetzt hat ihr der Doctor Taubensuppe verordnet," sagte sie etwas verlegen.

"Immer hab ich's gesagt," entgegnete die Frau Homann, "die Schulmeister halten sich Staatstauben, sollten sich lieber welche zum Nutzen anschaffen."

"Fünf Paar, Frau Homann, und des Vaters und der Brüder einziger Aufwand," warf Julie bescheidenlich ein.

"Ja Kind, hast Recht," lächelte die Frau Pathe guthmüthig, "unser Andres hält sich wohl 20 Paar und werden durchgefüttert. Also junge Tauben möchtest du?"

"Ja, doch Geld habe ich heut nicht,"

entgegnete Julie hastig; „wenn ich Ihnen aber auf eine andere Weise einen Dienst erzeigen könnte...“

„Kind, Du?“ fragte Frau Homann und lachte herzlich, „was sollte das wohl sein?“

„D,“ sagte Julie, „ich wüßte wohl manches. Doppelte rothe Nelken haben Sie nicht, ich habe erst fünf Stück abgesenkt und zwei Stöcke haben dicke Knospen.“

„Ei ja, das ist wahr, rothe Nelken sind meine Lieblingsblumen, die möcht ich wohl haben,“ entgegnete die Frau Homann sehr zufrieden mit dem Vorschlage.

„Oder ich sticke Ihnen ein Paar Pantoffeln, mit Rosen und Bergißmeinnicht in dunkelblauem Grunde.“

„Ei ja, solche Pantoffeln mag ich gern leiden, und könnte sie gut gebrauchen.“

„Ich kann auch für den Andres einen Shawl häkeln, kirschroth und himmelblau geflammt, wie Pfarrers Ernst einen hat,“ fuhr Julie immer muthiger fort.

„Ei ja, das wäre noch besser, der Junge ist schon lange wie veressen auf solchen

Shawl." Bei diesen Worten kimperte Frau Homann in der vollen Geldtasche. Doch ward die Unterhaltung durch den Hausherrn unterbrochen, der noch mit dem Abendbrod beschäftigt an das offene Fenster trat. Mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand hielt er ein Butterbrod, und mit dem kleinen Finger und der Handwurzel ein Stück Wurst. Die rechte Hand, mit dem Messer bewaffnet, führte bedächtig ein fettes Stück nach dem andern in den Mund.

"Nur immer herein, Julie!" sagte er spassend. "Solch einen lieben Besuch läßt man nicht vor der Thüre stehen."

Frau Homann nöthigte auch, und Julie ging mit ihr in die Stube. Sie sollte sich nun an den vollen Tisch setzen und von der herrlichen Butter essen, sie dankte aber, weil sie eben erst vom gedeckten Tisch käme.

"Na Julie, was habt ihr denn gegessen?" fragte der lustige Bauer.

"Salat mit Syrup," entgegnete die Gefragte.

„Hand auf's Herz, Julie! wie viel Syrup war daran?“ fragte er weiter.

„Für einen Groschen,“ sagte Julie entschieden.

„Hahaha!“ lachte Homann. „Für einen Groschen! hörst du, Mutter? So viel braucht eine Gelehrten-Familie acht Mann hoch. Aber Julie, deinen Vater hältst du zu knapp, der wird immer dünner, endlich wird er 'mal aufgehen wie ein Herbstnebel auf der Unterwiese.“ — Seinen Witz beschloß er wieder mit einem kräftigen Lachen.

Die Bemerkung über die Gelehrten-Familie hatte Julie schon verletzt, aber den Spott über den armen Vater, der den vielen Kindern zu Liebe sich abgehungert und dessen Aussehen ihr schon so viele geheime Sorgen gemacht, konnte sie nicht ertragen. Es zuckte um ihre Mundwinkel, und plötzlich brach sie in ein leises Schluchzen aus.

„Ach du meine liebe Zeit!“ rief Homann gutmüthig. „Kind! es war ja nicht böse gemeint, mußt ja das nicht so übel nehmen.“

„Uebel nehme ich es auch nicht, entgeg-

nete Julie, ich bin nur traurig, daß mein Vater sich so grämt, und daß er vielleicht gar vor Sorgen sterben kann." Bei diesem Gedanken rannen die Thränen wieder von Neuem über ihre Wangen.

„Warum nicht gar sterben!“ tröstete Homann. „Du kannst glauben, Kind, er muß nur mehr essen, so recht was Kräftiges, Nahrhaftes, daß er wieder zu Fleische kömmt. Siehst du, Julie, Eier auf Speck mußt du schlagen, Wurst und Butterbrod zum Frühstück, Klöße und Schinken zu Mittag, und so vierzehn Tage lang, dann sollst Du 'mal sehen, das schlägt an.“

Bei diesen Worten war er vor den großen Wandschrank getreten, und griff dort in die vollen Schüsseln und Körbe. Die Frau Pathe gerührt von Juliens Thränen, weinte mit und beendigte eifrig das angefangene Werk ihres Eheherrn, packte Butter, Eier, Wurst, Schinken und Speck in einen Korb, während er selbst die Tauben vom Schlag holte.

Darauf wurde Julie mit vielen Segens-

wünschen entlassen. Sie versprach den Korb morgen wieder zu bringen und dabei sich wegen des Shawls mit der Frau Pathe zu besprechen.

Dankbar gerührt von solchem Reichthum schlich sie sich wieder durch die Hinterthür in die Küche. Welche Lust, den leeren Küchenschrank vollzupacken!

„Ich danke Dir, Du lieber Gott,“ sagte sie aus tiefstem Herzen, „daß Du mir heute so viel bescheert hast; es ist doch schön, auch einmal im eigenen Vorrathsschrank Etwas zu haben.“

Sie ging in den Garten. Abendliche Stille und Sommerduft erfüllten ihn. Dort in der Laube saß der Vater, beide Knaben saßen an seiner Seite, sie zählten die aufleuchtenden Sterne am lichten Blau. Julie, die Glückliche, kniete zu ihnen, sie faßte des Vaters gefaltete Hände und schaute zum Himmel hinauf. Der Vater sah es ihren leuchtenden Augen an, daß der Herr ihr Schatzmeister sei, beides für den Leib und für die Seele.

Als der Vater am andern Morgen zur Kirche ging, sagte Julie: „Sorge Dich nicht, wenn Du auch wenig Geld bringst, ich brauche nur wenig.“ — „Und die Ziege hat heute über eine Maafß Milch gehabt,“ fügte Ricke hinzu, „das gibt Suppe für uns Alle.“ — Der Vater lächelte. „Wenn die Ziege auch mit im Complott ist, so kann es uns nicht fehlen.“

Welch eine Ueberraschung sollte ihm aber am Mittage werden! Als er mit den übrigen Kindern aus der Kirche kam, wehte ihnen ein Duft von gebratenem Speck und Gebacknem entgegen. Alle waren verwundert, die Knaben wollten die Küche stürmen; Julie aber hatte wohlweislich die Thüre verschlossen, sie durfte nicht gestört werden bei ihrem großartigen Schaffen. Nach des Nachbars Homann Rath sollten heute Klöße und Schinken auf dem Tische erscheinen, und das war keine Kleinigkeit, auf solche Kochkünste war sie noch nicht eingeübt. Ihre Wangen glühten, alle Schüsseln und Töpfe waren in Bewegung, die

Geschwister durften die Verwirrung nicht erhöhen. Doch ward ihr Eifer belohnt. Nach verschiedenen Proben waren die Klöße zu ihrer höchsten Zufriedenheit ausgefallen und standen nicht viel später in der großen Steingut-Schüssel auf dem weißgedeckten sonntäglichen Tische. Doch nicht allein die Klöße, auch der Schinken, die Milchsuppe und der Mutter Tauben standen darauf. Das Erstaunen, die Freude war groß. Woher nur? hieß es; aber Julie lächelte geheimnißvoll und schwieg, und der Vater sprach: „Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.“

Diesem fröhlichen Sonntage folgte eine fröhliche Woche. Die Kinder mußten zwar wieder zu den Mairüben ihre Zuflucht nehmen, aber Julie mußte es so gut einzurichten, daß von des Vaters und der Mutter nahrhaftem Essen einige Brocken auf der Kinder Teller fielen.

So war der Juli gekommen, und er brachte der Familie wieder eine neue Sorge. Die Mutter hatte vom Arzt die Erlaub-

niß zum Ausgehen erhalten, es fehlte nur an der nöthigen Kleidung. Als sie im Frühjahr ihre vertragenen Hauskleider für die kleinen Mädchen zerschnitt, hieß es: der Sommer mit seinen geringeren Ausgaben wird für neue sorgen. Daran aber war nicht zu denken, denn kaum waren die Schulden von den letzten Monaten bezahlt. Der Vater rechnete, die Mutter seufzte, Julie aber machte Pläne.

Es war ein prächtiger Morgen. Noch lag der Thau und leuchtete in Tausenden von Perlen auf Blüthen und Blättern. Das ist die schönste Zeit, um frisch und rüstig an ein Werk zu gehen. Julie stand vor einem hohen Lilienbusch. Sie schaute den weißen Sammet und goldenen Schmuck der bethauten Blumen an und sprach in ihrem Herzen: Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; ich sagte euch aber, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht ist bekleidet gewesen als deren eine. So Gott das Gras, das heut auf

dem Felde stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, sollte er das nicht vielmehr auch euch thun? O ihr Kleingläubigen!

Darauf ging sie eilig in das Haus.

„Was nur Julie vorhat?“ sagte die Mutter in der Stube zu ihrem Manne und sah dabei fragend auf die übrigen Kinder. „Sie thut seit gestern gar geheimnißvoll und geschäftig.“

„Ich weiß doch was! ich weiß doch was!“ sagten die Knaben schmunzelnd; aber die kleinen Mädchen sahen warnend auf die Brüder, die dann gewissenhaft den Finger auf den Mund legten und der Mutter schelmisch zulächelten.

„Wenn die Kinder nur nichts Dummes vorhaben!“ fuhr die Mutter ängstlich fort.

„Ei, laß es doch dumm sein,“ entgegnete der Vater lächelnd, „wenn es nur nicht böse ist.“

„Das ist es gewiß nicht,“ tröstete sich die Mutter. Die vier fröhlichen Gesichter ihrer Kinder gaben ihr diese Gewißheit.

Da kam Julie wieder aus dem Haus. Im Sonntagskleid, einen großen weißen Bogen in der Hand, ging sie eilig durch den Kirchhof, und verschwand im Kirschenwäldchen. Die Knaben sahen es, blickten sich bedeutungsvoll an; aber sagten kein Wort. Julie wanderte mit schnellen Schritten durch das Wäldchen und stand jetzt mit klopfendem Herzen vor dem Thore des Schloßgartens.

Das Schloß gehörte einem alten Major v. F. Da er aber immer nur einige Monate im Sommer hier wohnte und sich im Dorfe und in der Kirche selten sehen ließ, stand er der Gemeinde sehr fern. Julie sah auch zu ihm auf wie zu einem ganz besonderen Wesen, und das Schloß und der Garten und die ganze Umgebung hatte ihr etwas wunderbares und Geheimnißvolles. Sie prüfte jetzt ihren Muth, oder vielmehr ihre Zaghaftigkeit, denn ihr Herz schlug gewaltig. Hast du etwas Böses vor? fragte sie sich. — Nein. — Kann dir dein Gott und dein Heiland darüber

böse sein? — Nein. — Können dir deine seligen Großeltern darüber böse sein? — Nein. — Aber deine Eltern? — Wenn es der Herr Major übel aufnimmt, ja — aber du meinst es doch gut mit ihnen, du bettelst auch nicht, es ist nur ein höfliches Anerbieten, der Herr Major kann nur sagen: ich danke bestens. Höflich war er, das wußte sie, er hatte ihr einmal eigenhändig eine Pfirsiche geschenkt, und den Vater hatte er in seiner Kutsche im vorigen Sommer mit aus der Stadt gebracht. Also nur Muth! der liebe Gott ist ja doch noch mehr wie der Herr Major und vor dem fürchtest du dich doch nicht.

So ging sie kühn den Lindengang hinauf! Das Glück war ihr so hold, der Major stand vor der Hausthür; eine Cigarre unter dem großen Schnurrbart, spielte er mit seinen Windhunden.

Julie machte einen tiefen Knix und überreichte den weißen Bogen. Er nahm ihn freundlich, setzte sich die Brille auf und las: „Wir Unterzeichneten werden die Ehre

haben, morgen Abend ein Concert zu geben und laden hiezu ein hohes Publikum ein. Es wird vorgetragen:

1. Befiehl Du Deine Wege, vierstimmig mit Begleitung des Claviers, der Geige und des Violoncells.

2. Wer hat die Blumen nur erdacht? Arie, gesungen von Rife und Sophie.

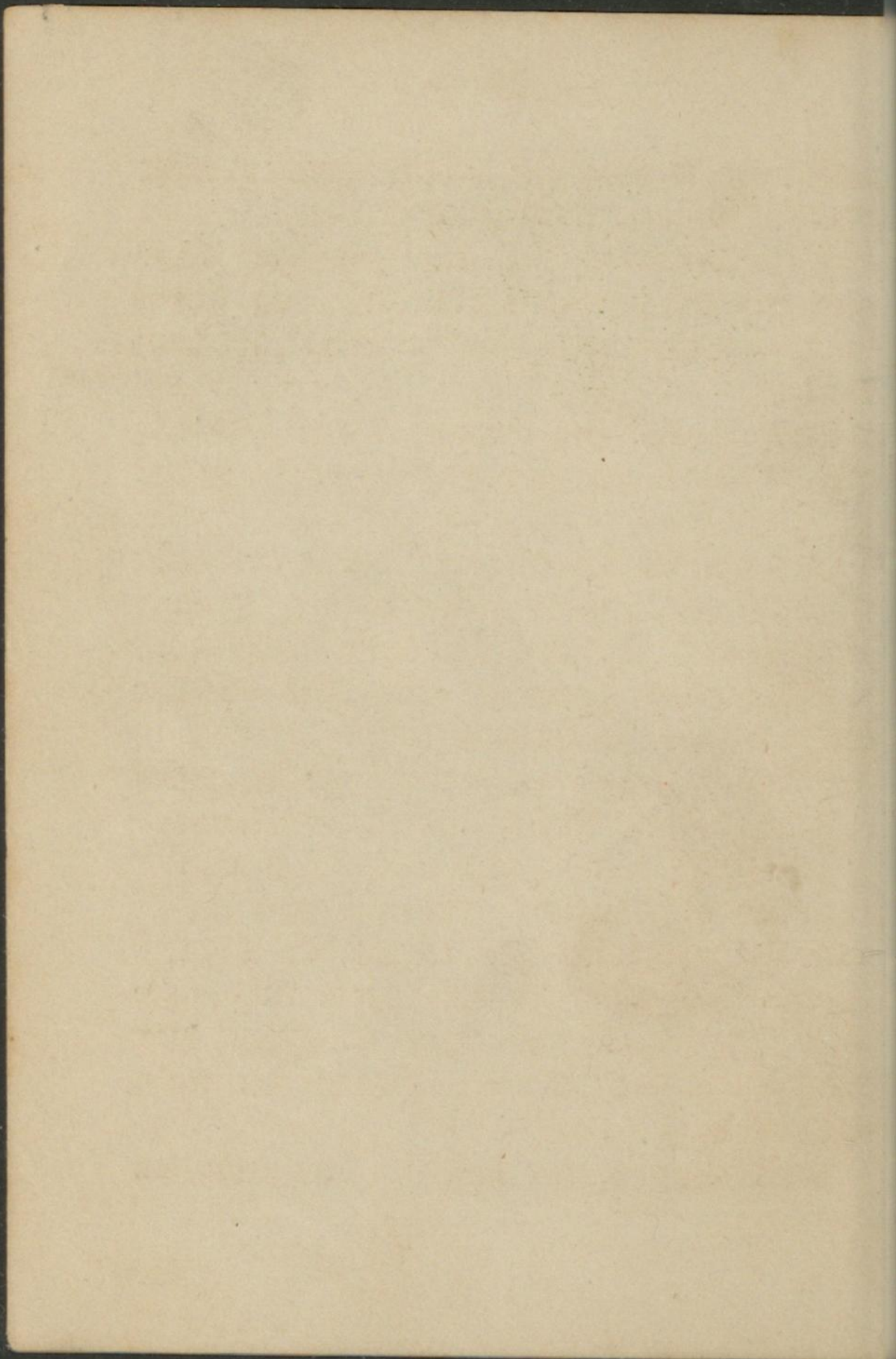
3. O Du Liebe meiner Liebe, zweistimmig gesungen mit Begleitung der Orgel.

4. Nun danket Alle Gott, vierstimmig mit Begleitung mehrerer Instrumente."

Dann folgten die Unterschriften von Julie und ihren Geschwistern.

Als der Major vollendet hatte, dehnte sich sein langer Schnurrbart bis zum Ohrläppchen hin, und er lachte, daß ihm der Bauch schütterte. — Juliens Herz stand fast still. Wohin soll das führen? dachte sie. Der Major aber war wieder ernsthaft und sagte verbindlich: „Gewiß werde ich die Ehre haben, morgen Abend zu erscheinen, und meine Schwestern mit ihren Kindern und noch andere Freunde, die bei





uns sind, werden sich das Vergnügen nicht nehmen lassen, mich zu begleiten."

Julie athmete tief auf. Für die Ehre und das Vergnügen machte sie einen tiefen Knix und versicherte, das sei ganz auf ihrer Seite.

Der Major zog darauf einen Bleistift aus seinem Notizbuche und zeichnete zwanzig Personen.

Zwanzig Personen? fragte Julie staunend.

"Wenigstens!" erwiderte der Major.

"So etwas kommt nicht alle Tage und muß genossen werden. Und was ist der Preis dieses Kunstgenusses?"

"Sechs Kreuzer entgegnete Julie, "oder einen Groschen," fügte sie zaghaft hinzu.

"Warum nicht gar, einen Groschen!" versetzte der Major. "Neulich war ich in einem Kinderballet, da kostete der Platz 1 Thaler! es wäre ja ein Spott für unser Dorf, wenn es für einen Groschen hier was zu hören gäbe. Unter 15 fr. thun wirs nicht."

Julie entgegnete, daß sie sich, wenn es

nicht anders ginge, auch hier einfügen würde, nahm den weißen Bogen nebst dem Geld und verließ, sich verbeugend, den höflichen Major. Durch die Lindenallee ging sie noch langsam, aber kaum war sie aus dem Gartenthore, da fingen ihre Füße an zu hüpfen und in geflügelter Eile war sie durch das Kirschenwäldchen hinter den Hecken des Dorfes. Doch ging sie noch nicht nach Hause, erst zur Frau Bathe Homann, nicht um dort Unterschriften zu sammeln, nein, Geld hatte sie jetzt hinreichend, nur um sie und ihre Familie freundschaftlich auf morgen Abend einzuladen: denn es war ihr eine Genugthuung der Frau Homann noch einen Dienst zu erweisen. Diese war auch sehr erbaut davon. Mit zwanzig Personen vom Schlosse zusammen in einem Concerte zu sein, war ein Ereigniß in ihrem einförmigen Leben, und Julie, die schon durch den roth und blau geflammten Shawl sehr in ihrer Gunst gestiegen war, stieg noch um hundert Prozent.

Julie ging nun nach Hause, ihr Herz aber pochte vor dem Pförtchen eben so stark als vor dem Schloßthore; denn obgleich ihr Unternehmen gelungen war, so fühlte sie doch, die Eltern würden ihre Einwendungen haben. Was können sie aber dagegen haben? fragte sie sich mit wachsendem Muth. Etwas Böses ist es nicht und sollte es ihrer Ehre zuwider sein, so wären sie hoffärtig, und das sind sie beide nicht, setzte sie sich tröstend hinzu. Was ist auch dabei? Der Major ist reich, und wir sind arm; wenn er uns das Geld jetzt so zu sagen geschenkt hat, so nehmen wir es mit Dank an. O ich lasse mir gerne etwas schenken, und wenn ich es könnte, so möchte ich der ganzen Welt Etwas wiederschicken. Da ich es nicht kann, so segne Du uns, lieber Gott, und unsere Wohlthäter und die ganze Welt! Sie faltete die Hände und schaute zum Himmel auf; ihre Gedanken verstummten, aber das Herz betete fort, und es ward ihr dabei so froh, so glücklich zu Muth, daß sie freudestrahlend

vor die Eltern trat und ihnen den weißen Bogen reichte.

„Ach, dacht' ich's doch,“ seufzte die Mutter, „daß sie etwas Dummes vorhatten!“ — „Wenigstens etwas Ungewöhnliches,“ setzte der Vater eben so zaghaft hinzu.

„Ich finde es weder dumm noch ungewöhnlich,“ schmeichelte Julie; ein Concert ist doch immer sehr angenehm und ehrenhaft.“

„Aber, liebe Kinder,“ entgegnete die immer noch schwache Mutter; „vor so klugen und vornehmen Leuten aus der Stadt wollt Ihr ein Concert geben? — Es entstand nun ein leichter Disput, aber Julie wußte sich vortrefflich zu vertheidigen, und ihre Geschwister, denen es bei den ernstesten Einwendungen der Eltern bange geworden, und die Juliens Unternehmen schon als eine Tollkühnheit betrachten wollten, erholten sich wieder von ihrem Schrecken.“

„Gerade,“ sagte Julie unter Anderem, „gerade diese vornehmen adeligen und bürgerlichen Leute werden so Etwas lange nicht gehört haben. So lange die Herr-

schaft hier ist, ist wenigstens Niemand von ihnen in der Kirche gewesen; wie lange haben sie die schöne Chormusik entbehren müssen, wie wird es ihnen sein, wenn wir ihnen vierstimmig das herrliche Lied singen: Befiehl Du Deine Wege! — und noch schöner: O Du Liebe meiner Liebe! Wenn ich nur an das Lied denke, so möchte es mich zu Thränen rühren."

"Solche Leute sind nur zu sehr mit schönen Dingen verwöhnt."

"Aber schöneres als unsere Kirchenlieder giebt's doch nicht!" entgegnete Julie etwas eifrig.

"Und Ole Bull war auch nur vom Lande," warf Frik, der Violoncellist, bescheiden thugend, aber doch im höchsten Stolze, dazwischen.

"Und wer weiß, Paganini war wohl gar ein Schulmeisters Sohn?" scherzte Julie und fuhr dem Geigenspieler Karl dabei durch das schwarze Haar.

Und nun entwickelten die Kinder eine solche Fluth von Heiterkeit, daß die Eltern

nicht widerstehen konnten und endlich ihre Zufriedenheit mit dem musikalischen Unternehmen zeigten. Auch gegen Juliens Anordnungen hatte Niemand etwas einzuwenden. Es war in der Ernte-Bafanz, die Schulstube unbenützt, sie wurde zum Concertsaal eingerichtet, Bänke und Tische gescheuert und geordnet, das dünnklingende Clavier neben des Vaters schönes Positiv gesetzt, und zum Schmucke des Concertsaales mußte der Garten die schönsten Blumen liefern.

So war der verhängnißvolle Abend genaht. Das Haus war festlich rein und duftete wie ein ganzer Blumengarten. Guirlanden hingen vor den Thüren, und Sträuße schmückten die Fenster. Julie im Confirmationsskleide, einem Ueberreste aus der Mutter Jugendzeit, geschmückt die beiden Schwestern mit großen weißen Pelerinen und glänzenden Haarzöpfen, Fritz und Karl mit frischen Hemdkrägen auf den etwas verwachsenen, aber sorglich erhaltenen schwarzen Anzügen, hatten feierlich ihre Plätze

eingenommen, während Vater und Mutter unruhig hin- und hergehend die Gäste erwarteten.

Homanns waren die Ersten, die kamen. Von der Feierlichkeit des Hauses angesteckt, grüßten sie flüsternd, nahmen dann bescheiden die hintersten Plätze am Ofen ein und wagten nur hin und wieder einige Worte der Bewunderung und Erwartung sich leise zuzuraunen.

„Die Herrschaft ist im Kirschwäldchen!“ drang jetzt die Kunde in die Stube. Ein leiser Schrecken durchbebt die kleinen Concertgeber. Die Augen der Jüngeren wandten sich zu Julien, und diese, mit Mühe ihre eigene Bewegung verbergend, wiederholte noch einmal die Rede, die sie ihnen heute schon öfter gehalten. „Denkt nur an den Himmel und an die Gesellschaft, die dort versammelt ist — dagegen ist diese noch gar nichts; und dem lieben Gott singen wir doch täglich unsere Lieder. Und dann schafft Euch recht liebevolle Gedan-

ten für unsere Herrschaft, das ist auch ein gutes Mittel gegen die Furcht.“

Ein jedes Kind suchte diesen Rath auf seine eigene Weise zu befolgen. Sophie aber betete halblaut: „Komm Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was Du bescheeret hast!“ Sophie hat das beste Theil erwählt, dachte Julie; es war ihr selbst gar eng in der Brust. Komm nur, du lieber Heiland, Du hast ja Kinder so lieb, Du wirst uns auch jetzt nicht verlassen und wirst unser Werk segnen. Der Heiland, dachte sie weiter, kann unsere Stimmen zu Engelstimmen machen, daß der Gesang den klugen Leuten doch gefällt, und sie das viele Geld, das sie gegeben haben, nicht bereuen. O, er wird es auch thun, es wird herrlich gelingen! jubelte ihr Herz und die Kraft, die sie angefleht, leuchtete aus ihren Augen und strahlte augenblicklich auch in den Augen der übrigen Kinder.

Die Herrschaft vom Schlosse war indessen scherzend und tändelnd nahe gekommen. Man versprach sich viel Spaß vom heuti-

gen Abend. Ein junger feingebildeter Mann versicherte, er liebe die Mitteldinge nicht; entweder müsse er etwas ganz Vorzügliches hören, oder etwas, das unter jedem Urtheil stehe und durch den Contrast zwischen dem, was es sein wolle, und dem, was es sei, die Lachmuskeln in Bewegung setze. Zu letzterem rechne er dieses Schulmeisterkonzert. Einige junge Damen stimmten ihm bei und machten ihre Scherze über die Unternehmerin, von der ihnen der alte Rentmeister zu Mittags allerdings sehr niedliche Dinge erzählt hatte: erstens, daß sie eine prächtige Stimme habe und damit den Chorgesang der Kirche verherrliche, und dann die Ursache, die sie zum Concertgehen bewegt habe. Der Schulmeister nemlich war in seiner Aengstlichkeit gestern Abend noch zum Rentmeister gegangen und hatte ihm die Sache auseinandergesetzt: daß es ohne sein Wissen unternommen sei, und daß der Herr Major ihn entschuldigen möge. Der feiner fühlende Theil der Gesellschaft fand diese kindliche Liebe gar

so rührend, und die Leichtfertigen wurden ermahnt, nicht durch Lachen oder ähnliche Störungen die armen Kinder zu beunruhigen. Jetzt trat man in den Garten.

„Ach, wie romantisch,“ sagte die Schwester des Majors, eine gutmüthige gefühlvolle Frau, und die Nettigkeit des Häuschens, die Festlichkeit, die ihnen daraus entgegenwehte, ließ auch die Gleichgültigsten der Gesellschaft nicht unberührt. Schweigend ging man der Hausthür zu. Hier stand der Schulmeister, seine hohe Gestalt war etwas gebeugt, sein schwarzer Rock etwas vertragen, Spuren des Kummer's, aber zugleich einen tiefen Frieden im blassen Angesicht; daneben seine Frau, matt und bleich, im reinlichen, aber sehr kärglichen Anzuge.

„Verzeihen Sie, daß wir Sie herbemüht haben!“ sagte er mit etwas wehmüthigem Lächeln. — Nehmen Sie es nur nicht übel!“ fügte die Frau hinzu, und ihre Schwäche war es, daß bei diesen Worten gleich die

hellen Thränen über die eingefallenen Wangen liefen.

Das war freilich ein Bild, wie es die lebenslustigen Leute nicht alle Tage gesehen, und ein anderer Anfang des Spasses, als sie gedacht. — „Die Leute scheinen sehr gelitten zu haben,“ flüsterte eine Dame dem Lachlustigen zu und er nickte ernsthaft.

Jetzt traten sie in die blumengeschmückte Schulstube! die fünf blühenden Kinder dort in Reih und Glied aber waren die schönsten Blumen. Wen hätte eine solche Unschuld nicht rühren sollen! Die liebevollen Gedanken, die Julie sich und ihnen angerathen, leuchteten, wenn auch etwas scheu aus diesen kindlichen Zügen. Die Augen der vornehmen Leute waren wie gebannt auf dieses liebliche Bild, und es ward ihnen Allen ganz warm um's Herz.

Julie setzte sich an das Clavier, Fritz griff zum Violoncell, Karl zur Geige, und nun begannen die Kinder mit leiser zitternder Stimme die Instrumente zu begleiten.

Welch eine wunderbare Musik war das! Ohne Kunst, einige Stimmen kaum hörbar, aber leise zitternd schwebten sie näher und näher; wie auf Engelsflügeln getragen legten sie sich warm an die Herzen. Niemand konnte lachen, selbst der Lachlustigste nicht, er saß verlegen bei den jungen Damen und wußte kaum, wie ihm zu Muth war. Und so wie ihm, ging es den Meisten.

Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt, der allertreuesten Pflege, daß der den Himmel lenkt — das war ja ein so bekanntes Lied. Freilich hatten sie dem Herrn noch nicht ihre Wege empfohlen und waren ihre eigenen gegangen; und als es hieß: Dem Herrn mußt Du vertrauen, wenn dir's soll wohl ergehen, auf Sein Werk mußt du schauen, wenn dein Werk soll bestehen — fielen ihnen manche vergebliche Wünsche, manche verunglückte Pläne ein, die sie ohne dies Vertrauen zum Herrn gehegt. Als nun die Stimmen immer kräftiger wurden, besonders Juliens

Altstimme aus voller Brust ertönte, und sie nun schlossen: Gott sitzt im Regimente und führet Alles wohl! da seufzte Mancher und dachte, wenn du doch auch solchen Glauben hättest, wie diese Kinder, o die selige Kinderzeit! Sie meinten der Glaube nütze sich ab mit der Zeit, aber das Wehen einer frischen seligen Glaubenswelt that ihnen doch wunderbar wohl.

Nach dem Choral sangen Ricke und Sophie die Arie. Julie begleitete sie mit dem Instrumente. Da hieß der erste Vers:

Wer hat die Blumen nur erdacht,  
Wer hat sie so schön gemacht,  
Gelb und roth und weiß und blau,  
Daß ich meine Lust d'ran schau'?

Und der letzte Vers:

Wer das ist, und wer solches kann  
Und nie müde wird daran —  
Das ist Gott in seiner Kraft,  
Der die lieben Blumen schafft.

Das war zu rührend einfach. Die beiden Kindergesichter sahen so innig und fromm

zur hohen Versammlung auf, ließen so vertrauensvoll ihre dünnen Stimmchen erschallen, daß man weder darüber lachen, noch seinen Spaß daran haben konnte! ja Manchem von den klugen Leuten, die sie noch kannten, fielen des Herrn Worte ein: Wer sich erniedriget, wie dies Kind, der ist der größte im Himmelreich.

Jetzt kam der zweite Choral: O Du Liebe meiner Liebe. Der Vater, erquickt und erfrischt am Gesange seiner Kinder, setzte sich an die Orgel, zog alle vier Register und ließ die wundervolle Melodie mit herrlichen Uebergängen und Zwischenspielen daherbrausen. Juliens Altstimme war durch Beflommenheit und Schüchternheit jetzt durchgedrungen, sie begleitete den Vater so tief und voll; und wie die Worte mit der Melodie zusammen gingen — das drang an die Herzen, tiefer und tiefer bis zum tiefsten Grunde, und holte hervor die Lebensfunken, die da mehr oder weniger noch unter Sünde und Welt vergraben lagen. Die Meisten kannten das Lied gar nicht,

wußten nichts von der Liebe, die mit heißen Thränen und mit Angst und Sehnen liebte, die den Fluch der Sünde auf sich genommen und für unser erkaltet Herz sich in ein kühles Grab gesenket.

Habe Dank, daß Du gestorben,  
Daß ich ewig leben kann,  
Und der Seelen Heil erworben:  
Nimm mich ewig liebend an!

So hieß es zuletzt. Ob wohl die klugen Leute wieder dachten: die Kinderzeit, wo man solcher Liebe bedarf und sich ihr hingeben kann, ist doch eine schöne Zeit? Nein, der heilige Geist, den die Kinder herabgefleht und gesungen, rüttelte erbarmend einmal an ihre Herzen, sie fühlten es deutlich, der Glaube, die Liebe, die Begeisterung dort in den kindlichen Zügen, können auch ein verblühtes Antlitz, ein mattes Auge des Alters noch verklären. Manch' Auge ward feucht, und Mancher seufzte im tiefsten Herzen: Nimm mich ewig liebend an!

Nun kam das Dank- und Schlußlied. O, wie die Stimmen der Kinder da fröh-

lich erschallten! Aber was war das? Durch die offenen Fenster fielen ja unzählige Stimmen mit ein! In der Gemeinde war das Concert ruckbar geworden, und nach und nach hatte sich der Garten mit Zuhörern gefüllt. Sie waren alle von der schönen Musik bewegt; und als es jetzt zu dieser Jubelmelodie kam, konnten sie nicht widerstehen, Einige fingen leise an mit zu singen, und endlich riß es sie wie ein mächtiger Strom dahin, Alles sang mit. O wie das schön klang unter dem blauen Sternenhimmel, und wie es hineinschallte in die blumengeschmückte Stube, wo die 5 Kindergesichter immer heller erglänzten und ihre Stimmen immer lauter jubilirten!

„Das nenne ich mir ein Concert!“ sagte der Major, als es vorüber war, „so Etwas habe ich noch nie gehört!“ — Und es war ihm ernst damit, denn auch sein Auge war feucht, als er dem Schulmeister die Hand zum Abschied reichte und ihm sagte: „Sie sind ein glücklicher und reicher Mann!“

Der Schulmeister fühlte die Wahrheit

dieser Worte, und sein Herz sprach: „Herr, ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an Deinem Knechte gethan hast. Fromme Kinder haben, ist das größte Glück, der größte Reichthum der Eltern, und macht die Aermsten reich und glücklich.“

Als die Gesellschaft in der Stille des Abends durch das Kirschwäldchen zurückging, war es auch stiller unter ihnen, man sprach nur von der zauberhaften Musik. Ja wohl ein Zauber ist's, der darinnen liegt. In des Schulmeisters Familie aber war eine selige Freude. Der Vater ging mit den Kindern im Garten auf und ab, und sie hatten heute nicht Zeit, die Sterne dort oben zu zählen; am Himmel ihrer Herzen waren der Freudensterne so viele.

Am andern Sonntage waren die Herrschaften in der Kirche, der Major an der Spitze. Nach der Kirche ging er allein nach dem freundlichen Schulhause. Er drückte dem Vater ein Bäckchen in die Hand und sagte:

„Ich schäme mich fast, daß ich einen so reichen Mann beschenken soll; aber lassen Sie mich auch von ihrem Reichthum genießen, lassen Sie mir einen Antheil an Ihren Kindern, lassen Sie mich für sie sorgen.“

Als es gegen den Herbst ging und die Gesellschaft nach der Stadt zurückkehrte, mußte der Major wegen Rheumatismus zurückbleiben. Die Krankheit ward immer schmerzhafter, der Schulmeister war sein treuer Gesellschafter und Tröster. Er erzählte ihm, las ihm vor, aber auch die Kinder waren oft im Schlosse, und nicht selten mußten sie das Concert wiederholen. Ja, als der Major gegen das Frühjahr wieder munter ward, konnte er sich von seiner lieben Kindergesellschaft nicht trennen, und entschloß sich, gleich bis zum Sommer dazubleiben. Sein Lieblingslied, was ihm Julie in der Passionszeit oft singen mußte, ist: O Du Liebe meiner Liebe, Du erwünschte Seligkeit.

---

## II.

### Einige Blüthen und Früchte aus dem Leben eines Kindes.

---

Es war am ersten Mai, als in der Kirche zu Bergheim ein Kind zum Altar gebracht wurde, damit es die heilige Taufe empfinde. Es war ein Bauernbüblein, frisch und rund, mit hellen muntern Augen, und lag auf des Großvaters Armen, denn dieser hatte es sich ausbeten, das Kind selbst über die Taufe zu heben und ihm einen Namen zu geben nach seinem Sinn.

„Er soll Johannes heißen,“ sagte er, als sie zum Hause heraustraten; „er soll ein Geliebter Gottes sein in Zeit und Ewigkeit.“

Die Töne der Orgel waren verflungen — andächtig stand der Greis vor dem Altare; „Herr,“ betete er innerlich, „habe Dank, daß du auch unser Kind zu deinem

Eigenthum annehmen willst. So nimm es hin, — tauche es ein in dein Blut, und verfläre es in dein Bild."

Als eber der Prediger die Segensworte über das Kind aussprach:

"Der barmherzige Gott, der  
"dich, Johannes, zu Seinem  
"Kinde angenommen hat in  
"Christo Jesu, erhalte dich in  
"Seiner Gnade zum ewigen  
"Leben,"

da fiel plötzlich ein glänzender Sonnenstrahl durch's Kirchenfenster, und erleuchtete wunderbar des Kindes Angesicht. Dem Großvater leuchtete dieser Strahl in's innerste Herz hinein; das Auge wurde ihm feucht, die Seele froh. Der Strahl schien ihm eine gute Vorbedeutung für des kleinen Enkels Lebensgang. Und er hatte sich nicht geirrt. Der Segen, den er in der heiligen Taufe empfangen hatte, wirkte fort und fort an dem Herzen unseres Johannes. Einige dieser Gnadenwirkungen kann ich euch, meine lieben kleinen Freunde,

hier mittheilen; — anders, und wohl das köstlichste, bleibt uns für die Ewigkeit vorbehalten.

Das Kindlein wuchs lieblich heran, und war seiner Eltern, ganz besonders aber seines Großvaters Freude und Trost. Dieser wohnte auf einem Landgut, eine Stunde von Bergheim entfernt, und weder Sonnenhitze noch Regenwetter hielt ihn ab, so oft es nur irgend möglich war, seinen kleinen Liebling zu besuchen.

Der Lebenspflug werde ihm allemal wieder leichter, pflegte der Greis sich auszudrücken, wenn er in des Kindes frommes Auge, und sein holdseliges Lächeln gesehen habe. Oder: „Wie muß erst unsres Heilandes Angesicht sein, wenn das eines Menschenkindleins schon so selig macht!“

Eines Tages saß der Großvater vor dem Hause zu Bergheim, und hatte seinen Johannes auf dem Arme, welcher damals fünfviertel Jahre alt war. Da gesellte sich ein Nachbar zu ihm, und begann ein Gespräch über dieses und jenes. Er sprach

von der Mißernte, vom beständigen Regenwetter, von der großen Armuth; wie trotz allem Rennen und Jagen doch nichts zu erübrigen sei, — und schloß endlich damit, er glaube bald, es sei kein Gott mehr im Himmel.

Der Großvater verwies ihm solches mit ernstestn Worten; aber der Mann wurde immer eifriger, denn auch sein Feld hatte sehr vom Regen gelitten, und gerieth endlich in einen solchen Zorn, daß der Großvater gar nicht zu Wort kommen konnte; eben wollte er aufstehen und ins Haus gehen, denn Lästerworte gegen seinen lieben himmlischen Vater konnte er nicht hören, da hielt plötzlich der Nachbar inne und sagte, indem er sich zum kleinen Johannes wendete: „Nun Kind, was siehst du mich so an, hab' ich nicht recht?“ Das Knäblein hatte während des ganzen Gespräches den Mann unverwandt angeblickt, und noch jetzt ruhte sein schwarzes Auge durchdringend auf des Mannes zornbewegtem Angesicht. Er wollte weiter mit dem

Kind reden, wollte, wie sonst, ein Lächeln von ihm und ein Händchen, aber Johannes regte sich nicht; stumm blickte er ihn an, und dem Nachbar war es zu Muth, als würde des Kindes Auge immer ernster und größer und strafender; ja es war ihm, als stünde er vor seinem himmlischen Richter, der Herzen und Nieren durchschaut.

„Kind, du straffst mich,“ sagte er mit weicher Stimme, stand auf, wünschte gute Nacht, und ging davon.

Etwa ein Jahr später, an einem kalten und regnerischen Tage, faßte plötzlich den Großvater das Verlangen, seinen kleinen Johannes zu sehen. Es war schon später Abend, der Mond schien nicht, und der Regen fiel gerade in Güssen herab.

„Mein Lieber, bat seine Frau, ich bitte dich, bleib daheim und geh morgen früh.“

Aber der Großvater entgegnete: „Ich kann nicht bleiben, Katharine, ich muß fort, es ist mir, als zöge mich jemand am Rock hin.“ Und damit zog er seine großen Stiefel an, nahm in eine Hand den Stock, in

die andere die Laterne, die ihm Frau Katharine mit besorgter Miene gereicht hatte, und trat mit einem herzhaften „Behüt' dich Gott, Katharine, hab' keine Angst!“ zur Hausthüre hinaus. Es war eine schwarze Nacht, und der Weg über das Gebirge beschwerlich und an manchen Stellen gefährlich; aber der Alte schritt rüstig und sicheren Schrittes voran, und in seiner Seele hieß es: „Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht; der Hüter Israel schläft noch schlummert nicht.“

War es doch, als ob der Greis wieder Jünglingskraft bekommen hätte. Liebe ist stark wie der Tod. In einer halben Stunde stand der Großvater in Bergheim an seiner Kinder Hausthüre, und klopfte gewaltig mit seinem Stock, denn die ganze Familie schlief schon, weil es nahe an 11 Uhr war. Erschrocken sprang der Vater heraus, ihm nach die Mutter, und öffnete mit Entsetzen die Thüre.

„Um Gottes Willen, Vater, was ist pas-

sirt?“ sagte die junge Frau, als sie ihren von Regen triefenden Vater erblickte.

„Nichts, Kinder, nichts, Gottlob; seid nur ruhig. Aber was macht das Kind?“

„Es ist gesund und wohl, und schläft seit drei Stunden schon;“ sagte der Vater.

„Bringt es herbei, ich muß es sehen und auf meine Arme nehmen, und das gleich.“

Bewundert sahen die Eheleute den Vater an, und führten ihn in die Wohnstube auf den Lehnstuhl.

Setzt euch, Vater, sagte Anna, ich bring' euch trockene Kleider und mache einen starken Kaffee, und dann mögt ihr hinüber gehen zum Hans; er schläft wie ein Prinz, ich mag ihn nicht stören.“

„Nein, Anna, ich muß den Johannes sehen, und das gleich; eile dich, hole mir das Kind, ich kann nicht essen noch ruhen, bis ich den Hans auf den Armen habe,“ so sprach der Großvater.

Kopfschüttelnd ging die junge Frau, und holte ihr schlafendes Knäblein. Wie eine

dustende Rose lag es da in der Mutter Armen, mit gerötheten Wangen und frischen runden Bäcklein. Es lächelte im Schlaf, als es der Großvater in die Arme nahm; dieser aber lächelte auch; ein heller Schein verklärte seine gealterten Züge. Er legte seine Hand auf des Kindes Haupt und sprach mit weicher Stimme: „Der Herr segne dich, mein Kind, der Herr segne dich und behüte dich wie Seinen Augapfel.“

Da hörte man plötzlich ein furchtbares Krachen in der Schlafstube. Der Vater eilte mit dem Licht hinüber und die Mutter ihm nach; was sehen sie? — Des Kindes Wiege war bedeckt mit Speiß und Schutt; die Decke war eingefallen. Die Mutter stand sprachlos; bebend ließ sie sich endlich auf einen Stuhl nieder und weinte. Waren es Dankesthränen? — ja, aber auch Thränen der Reue und des Schmerzes, und däuchten sie brennend heiß und bitter, aber vor Gott waren sie köstlich.

Anna hatte seither wenig nach dem Heilande gefragt, ebenso ihr Mann, ja die Frömmigkeit ihres greisen Vaters hatte ihnen sogar manchmal Aergerniß verursacht.

Jetzt wurde in ihrem innersten Herzen eine Stimme laut, die sprach erst leise, dann lauter, ähnlich wie Petrus: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch.

Es ist aber ein großes Ding um die Befehrung eines Menschenherzens; es ist ein Wunder der Liebe und Langmuth unseres Herrn. Schon waren drei Jahre vergangen seit dieser wunderbaren Bewahrung des kleinen Johannes, und der Eindruck, den solcher damals auf Frau Anna und ihren Gatten gemacht hatte, war am Erlöschen, und das Sündengefühl längst gänzlich verschwunden.

Der Großvater trauerte und klagte es seinem Herrn, ließ auch hie und da, aber selten, ein ernstes Wort fallen; aber es fiel unter die Dornen, denn Frau Anna

und ihr Jakob waren reich, und ihr Feld hatte wohl getragen.

Da begab es sich, daß des Großvaters sechszigster Geburtstag kam. Jakob und Anna fuhren mit ihrem Söhnlein früh Morgens hinüber, und brachten ihm Kuchen und Wein, und Johannes freute sich, daß er den ganzen Tag beim Großvater bleiben durfte. Der Vater kehrte heim und versprach, sie des Abends wieder abzuholen.

Als er aber des Abends den Schimmel anspannen wollte, da erschreckte ihn plötzlich ein so gewaltiger Donnerschlag, daß er ihn wieder in den Stall führte, und bei sich beschloß, Frau und Kind diese Nacht beim Großvater zu lassen. Es brach auch bald ein starkes Gewitter aus, und Anna mußte sich entschließen zu bleiben, obgleich sie lieber daheim gewesen wäre, denn es war ihr immer etwas beengt in des Großvaters Nähe; um so lieber war es Johannes; der wich nicht von des lieben Greises Seite.

Als der Abend kam, versammelte sich die ganze Hausgenossenschaft um den Großvater; dieser schlug die große Bibel auf, und las einen Abschnitt daraus vor, dann sprach er ein inniges, kindliches Gebet aus dem Herzen, heute am Geburtstag mit besonderer Bewegung und dann gingen Knechte und Mägde mit einem freundlichen „Gute Nacht“ zur Ruhe.

Den andern Morgen wanderten Mutter und Sohn mit einander heim; es war ein lieblicher Sommertag, und der Weg in der Morgenkühle durch das Birkenwäldchen an mehreren Wasserfällen vorbei hatte etwas besonders Einladendes.

Johannes war ein Freund von Blumen, und ließ sie selten unbeachtet, aber heute wanderte er so still und ernst hinter der Mutter her durch die bunte Wiese, als ob da gar nichts zu sehen wäre. Auch der Mutter war es nicht um's Reden, ihr Herz war beengt, und sie wußte nicht warum. Da steht plötzlich ihr Kleiner still, blickt Frau Anna fragend an und sagte:

„Mutter, warum thut denn der Vater nicht wie der Großvater thut.“

Die Mutter war etwas betroffen. „Geh, und suche Blumen“ sagte sie, und setzte ihren Weg fort.

Da gingen sie wieder schweigend mit einander; aber das Kind bekümmerte sich nichts um die Blumen. Als sie an den großen Felsen kamen, von wo aus man einen so schönen weiten Blick ins Gebirge hat, setzte sich die Mutter ein wenig nieder, um auszuruhen und Johannes auch.

„Mutter,“ begann dieser zum zweiten Mal, „warum thut der Vater nicht, wie der Großvater thut?“

Frau Anna wurde unwillig. „Nun,“ sagte sie etwas unsanft, „wie thut denn der Großvater?“

„Er nimmt die große Bibel,“ sagte Johannes, „und liest und betet.“

Die Mutter erröthete. „Du mußt eben deinen Vater darum fragen,“ sagte sie.

Als sie aber heim kamen, war der Vater nicht zu Hause; er war auf einen fer-

nen Acker gefahren, um da zu ernten, und konnte erst des Abends heim kommen.

Das wußte die Mutter, und darum wollte sie ihr Knäblein bei Zeiten in's Bett schaffen, und hoffte, bis morgen werde er seine Fragen vergessen haben. Aber sie hatte sich geirrt. Als sie ihn ausziehen wollte, sagte der Kleine: „Nein, Mutter, ich muß ja warten, bis der Vater heim kommt. Dieser kam erst um acht Uhr; da lief ihm Johannes entgegen, und frug schnell: „Vater, warum thust du nicht, wie der Großvater thut?“

Der Vater machte große Augen; die Frage kam ihm unerwartet. — „Was thust du noch auf, Hans, sagte er, geh schnell in dein Bett, es ist spät.“

Johannes schwieg und ging traurig in sein Bett. Noch trauriger stand er auf; war es doch, als ob er plötzlich ein ganz anderes Kind geworden wäre. Da saß er stumm und traurig am Frühstückstisch mit gefalteten Händen, ließ das Köpfchen hängen, und rührte seine Milch nicht an.

„Was ist dir, Hans, warum ißest du nicht?“ frug die Mutter.

Johannes schwieg.

Nach einer Weile frug die Mutter wieder: „Kind, was ist dir doch?“

Einen Augenblick sah er auf, blickte der Mutter wehmüthig ins Auge, und ließ rasch das Köpfchen wieder sinken.

Vater und Mutter waren bereits fertig, die Tassen wurden abgeräumt, da frug die Mutter zum dritten Mal: „Kind, sag, was ist dir doch?“

Da sagte der Knabe: „Ich möchte gerne beten, Mutter, und weil es Niemand mit mir thut, so will ich es allein thun.“

Das war zu viel für Frau Anna. Thränen stürzten ihr aus den Augen; sie eilte hinein in die Kammer, um ihrem Manne zu erzählen, was ihr Kleiner gesagt. Dieser aber hatte Alles mit angehört und sein Gewissen klagte ihn hart an.

„Der Hans hat recht, sagte der Vater, wir sind schuldig.“ Darauf fielen beide auf

ihre Kniee, es war das erste Mal in ihrer Ehe, und beteten ein Gebet mit wenig Worten und vielen Thränen, es war des Zöllners Gebet: „Gott sei uns Sündern gnädig!“ Und Er, der gesprochen hat: „Wo Zweeen unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen wiederfahren von meinem Vater im Himmel (Matth. 18, 19). Er war mitten unter ihnen, Er hörte ihr Flehen und half ihnen.

Der selige Tag war gekommen, da der Knabe nicht mehr allein beten, und der Großvater nicht mehr trauern mußte; Vater und Mutter beugten miteinander ihre Kniee vor ihrem lieben Herrn, und erflehten von ihm Gnade und Vergebung.

Ihr Knäblein aber, und die andern Kinder, die Gott ihnen bescheerte, wuchsen heran in Kraft und Segen, und sie erzogen sie in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

---

### III.

## Des Kindes Einfalt.

---

Es war einmal ein Graf, der hatte zuweilen wunderliche Einfälle, und wenn er sich etwas ausgedacht hatte, so mußte es zur Ausführung kommen; und das fiel ihm nicht schwer, denn der Mann hatte Verstand und Geld, und mit beidem ist viel anzufangen. Etwas hatte er nicht, Ihr werdet bald merken was, liebe Kinder.

Graf Christoph heißt der Mann, von dem ich Euch jetzt erzählen will; er wohnte auf seiner Burg Donnern, die auf einem felsigen Hügel gebaut war, etwa eine Viertelstunde von dem Dorfe Donnerau, das schon das Eigenthum seiner Urahnen gewesen, und nun seit zehn Jahren, wo der alte Herr mit Tod abgegangen, dem Grafen Christoph als rechtmäßiges Erbgut zugefallen war.

Burg Donnern hatte eine wunderschöne Lage. Die vorderen Fenster gingen gegen Westen, und von da aus sah man hinunter in ein brausendes Fließchen, das sich in vielen Krümmungen, — am Dorfe vorbei eilend — durch's lange Thal wand. Das war der Lieblingsblick von Frau Ida, der Gräfin. Da stand sie manche halbe Stunde in der tiefen Fensternische und blickte das Thal hinunter, in den dunkelroth gefärbten Fluß, auf dem der Sonne letzte Strahlen ruhten, bis diese hinter die Berge gesunken und die Dämmerung sich über die Gegend verbreitet hatte. Wenn endlich die Betglocken läuteten in den verschiedenen Dörfern, da geschah es oft, daß eine brennende Sehnsucht der Gräfin das Herz zerschürte, — daß ihr Auge feucht wurde. Wenn dann die Kinder kamen und ihr in die sanften Augen blickten und frugen: „Mama weinst du?“ — dann wischte sie sich schnell ab — denn sie wußte nicht, daß sie geweint hatte.

Auf dem andern Flügel waren die Zim-

mer des Grafen; die Aussicht ging in eine tiefe Gebirgsschlucht, aus welcher mit lautem Getöse ein schäumender Waldbach hervorstürzte und sich in vielen Abfällen in den Fluß ergoß. Auf den einzelnen Felsstücken, die in eigenthümlichen Formen emporragten, erhoben sich etliche alte Eichen, unter deren Schatten schon der Urgroßvater des Grafen gespielt hatte. Diese Zimmer hatte sich der Graf gewählt, weil die Aussicht so gerade nach seinem Sinn war, und mit dem innersten, ihm selbst unbewußten Zug seiner Seele harmonirte. Was er je Entscheidendes in seinem Leben ausgeführt hat, das ist in jenem kleinen Erker seiner Studirstube, der schnurstracks auf den Wasserfall losging, geboren worden.

Was ich Euch nun erzählen will, liebe Kinder, das ist am heiligen Weihnachtsabend geschehen. Da ging's bunt zu in der Burg. Der große Saal war beleuchtet; Geschenke aller Art lagen auf großen Tischen umher; — was nur von weitem einem Kinde Freude machen kann, — alles, Bil-

derbücher, Puppen, Schaukelpferde, Schriften, Reife, Spiele, Bauhölzer, Soldaten zu Fuß und zu Pferd, fremde und einheimische Thiere von Holz und Porzellan, alles, alles war da im Ueberfluß; und doch fehlte etwas; wer Augen dafür gehabt hätte, dem wäre es nicht entgangen, daß die Hauptsache beim Fest fehlte. Die Kinder purzelten im Zimmer herum und wußten sich vor Muthwillen nicht zu fassen. Bald fielen sie über dies her, bald über jenes; beständig stopften sie Zuckerbrod in den Mund, dann stritten sie wieder, weil jedes das große Bilderbuch haben wollte, in dem die Geschichte vom großen Menschenfresser in grauenhaften Abbildungen zu sehen war.

Die Mutter saß auf dem Sopha, stützte den Kopf auf, denn sie war sehr müde, und sagte hie und da ein mahnendes Wort, das aber ganz überhört wurde. Der Vater hatte im Anfang eine Freude an dem Jubel der Kinder; aber dieser stieg mit jedem Augenblick, und artete endlich in die zügelloseste Ausgelassenheit aus. Der kleine

Oskar war wie ein losgelassenes Füllen; er sprang auf's Reitpferd, und fing an so verzweifelt zu schaukeln, daß das Büblein das Uebergewicht bekam, herunterflog, und den Kopf an den nächsten Tisch stieß, daß der Christbaum krachend herabstürzte. — Erschrocken sprang die Mutter herbei und hob ihren Kleinen auf, der mit dem bloßen Schrecken und einer Beule auf dem Kopf davon gekommen war. Aber des Vaters Geduld war erschöpft. Du kleiner Schlingel, sagte er, packte Oskar beim Arm, stellte ihn etwas unsanft in's dunkle Nebenzimmer, und schloß die Thüre zu. Das war alles die Sache eines Augenblicks.

Der Kleine schrie und polterte, der Vater drohte mit Schlägen, — die Mutter zitterte und die andern Kinder krochen erschrocken in die Ecken. Aber der kleine Gefangene war in der höchsten Wuth, und stieß brüllend mit seinen Stiefeln an die Thüre.

„Wart', dir will ich's vertreiben!“ sagte der Vater, holte seinen Stock, und wollte

eben hineinstürmen, und das wäre dem Kleinen übel bekommen. Aber die Mutter kannte des Grafen Zorn; schnell faßte sie ihren Gatten mit beiden Händen, sah ihn bittend an, und sagte: „Mein Lieber wolle noch einen Augenblick warten, und dann, wenn der Junge nicht schweigt, ihm die verdiente Züchtigung geben.“

Graf Christoph blickte in das flehende Angesicht seiner Gattin, der Arm sank, der Stock entfiel ihm; entwaffnet ließ er sich auf einen Lehnstuhl nieder, und schlug die Arme ineinander.

Mit einem dankbaren Blick drückte ihm Frau Jda die Hand, und in diesem Augenblick schwieg auch der Oskar. Er wurde aus seiner Gefangenschaft erlöst. Aber sowohl bei dem Vater wie bei den Kindern wollte die vorige gute Laune nicht mehr wiederkommen. Graf Christoph sah das Thal hinunter in den Wasserfall hinein, in welchem sich der Mond in tausendfachen glänzenden Funken spiegelte; — er sah hinauf in die dunkle Pracht des Sternenhimmels.

Da war Ruhe und tiefer Friede; — warum war keine Ruhe und kein Friede in seinem Hause und Herzen? —

Nach einer Viertelstunde stand er plötzlich auf und schellte, daß es durch's ganze Haus schallte.

„Was steht zu Dero Diensten, Herr Graf?“ fragte der eintretende Diener.

„Der Bruno soll mein Pferd satteln, den Kappen, und Du hole meinen Reiseumantel.“

Der Diener entfernte sich kopfschüttelnd, und that, was ihm geheißen war.

„Ich muß noch ein wenig hinaus. Ja,“ sagte der Graf, und verließ nach kurzer Zeit das Zimmer. Die Gräfin sah ihm etwas unruhig nach, und hätte gerne gewußt, wo der Graf in der eiskalten Winternacht noch hin wollte; aber sie kannte ihren Gatten, und wußte, daß er das viele Fragen nicht liebte, und dann am wenigsten, wenn er irgend einen Plan zur Ausführung bringen wollte. Sie geduldete sich also, setzte sich in die Fensternische, und

überließ sich ihren Gedanken, während ihr Mutterauge nur dann und wann einen sorgsamem Blick auf die Kinder warf.

Im Burghof angekommen, fand der Graf den Schimmel gesattelt, statt den Klappen.

„Habe ich nicht gesagt, ich will den Klappen?“ sagte er etwas ungeduldig.

„Der Herr Graf wolle entschuldigen, — wir haben uns geirrt, — weil der Schimmel Dero Lieblingspferd ist,“ stammelte Bruno.

In wenig Augenblicken war der Klappe bereit. Graf Christoph schwang sich darauf und ritt langsam den Burgweg hinunter.

„Wo doch der Graf noch hin will in der finstern Nacht,“ brummte Bruno, und ging sinnend in die Gesindestube zurück. Kommt, Kinder, wir wollen dem Grafen Christoph nachgehen und sehen, wo er noch hinreitet. Habt keine Angst vor ihm, mit seinem langen schwarzen Schnurrbart, er hat die Kinder lieb, und thut ihnen kein Leid.

Der Graf reitet Donnerau zu, und wie er nahe ans Dorf kommt, hüllt er sich ganz ein in seinen weiten Mantel und reitet langsam und gemächlich, ganz anders wie sonst, wo man vor seinem schnellen Roß schon von weitem ausweichen mußte. Es ist ein leichter Schnee gefallen, — man hört kaum die Huftritte des Pferdes. Jetzt reitet er in's Dorf ein. — Da ist alles still, kein Mensch auf der Straße; so ist's dem Grafen recht.

Und nun durchzieht er langsam die Gassen und Gäßlein des Dorfes und blickt in jede Stube hinein und blickt in jedes Angesicht, denn der Graf will sehen, wie seine Untergebenen den heiligen Abend feiern, und ob's bei seinen Bauern etwa vernünftiger zuginge, als droben auf der Burg.

Graf Christoph sah mancherlei, ja mancherlei. Vor dem Löwenwirthshaus, das an der Ecke steht, stand er zuerst still; da ging's bunt zu; in der vorderen Stube war wilder Lärm, — sie zechten und schrieen

und begehrten immer wieder einen Schoppen, und noch einen Schoppen. — Die Kinder zupften die Mutter am Rock und fragten etwas, ich glaube, sie fragten, ob ihr Christkindchen bald komme. Aber die Wirthin hatte keine Zeit; sie schüttelt die Kinder von sich; „geht in's Bett und schlaft bis morgen, wenn ich besser Zeit habe,“ sagte sie unwillig; und die Kinder schlichen traurig in die Kammer.

Das gefiel dem Grafen übel; er ritt weiter zum Krämerhaus, da sah's anders aus. Ein Baum stand da, der brach fast unter seiner Last von Zuckerbrod und Nepseln; und unter dem Baum lag alles voll von allerlei Geschenken. — Aber bei den Kindern ging's ungefähr zu, wie droben in der Burg. Das Eine heulte, das Andere stritt, — auf die Mutter hörten sie nicht. — Wie's da aussieht, weiß ich schon, sagte der Graf zu sich selbst, und ritt weiter. Er kam an ein paar dunkeln Hütten vorbei. „Ist da kein Mutterherz

drin, das etwas für die Kleinen hätte auf-treiben können; o Schande!" —

Jetzt steht er vor einem Haus, da ist kein Kind drinnen, und doch leuchtet ein lichter Strahl heraus. Der Graf blickt hinein; da sitzt ein greises Paar am Tisch vor der offenen Bibel, und an der Wand hängt das Bild des gekreuzigten Heilandes; es ist mit Tannenreisern und Lichtern geschmückt, und das Auge der Frau ruht darauf in stiller Seligkeit, während ihr Gatte die Weihnachtsgeschichte vorliest. — Der Graf horcht und kann nicht wegkommen. Sie sind fertig mit Lesen und Beten. Der Alte reicht seinem Weibe die Hand und sagte: Kathrin, bis hierher hat der Herr geholfen, das nächste Christfest feiern wir, will's Gott, droben im Himmel bei Ihm.

Bedenklich ritt Graf Christoph weiter, und strich sich den Bart. Ein Seufzer arbeitete sich aus seiner Brust hervor, es wurde ihm ganz eigen um's Herz.

Jetzt bog er um die Ecke und hielt an

einer niederen Hütte mit einem Strohdach und zwei kleinen Fenstern. Graf Christoph sieht begierig hinein und wendet den Blick nicht ab; ei, was mag er wohl sehen? — Da sitzt ein Vater und eine Mutter am Tisch, und um sie her stehen drei Kinder, das vierte, ein Säugling, liegt auf der Mutter Arm. Die Kinder sehen ärmlich aus, die dünnen Kleidchen bedecken sie kaum; sie sind bleich und mager, aber nicht traurig. — Da stehen sie mit gefalteten Händen, blicken auf zu einem armen Tannenbäumchen, das mit wenig Lichtern und 3 Äpfeln geziert, auf dem Tisch steht; — aber die Kinder machen Gesichter, als sähen sie schnurstracks in den Himmel hinein. „Ich glaube gar, sie sagen etwas,“ brummte der Graf, stieg leise vom Pferd und horchte, denn die Kinderstimmen waren leise. Da beginnt gerade der Älteste, ein Knabe von 11 Jahren, bräunlich und schön wie David: *Mache Dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über Dir.*

Und das Mädchen fuhr fort: Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißet Wunderbar, Rath, Kraft, Held, ewig Vater, Friedefürst; und das kleine fünfjährige Schwesterchen beginnt mit fröhlichem seligen Angesicht: Wohlan, alle die ihr durstig seid, kommet her zum Wasser, und die ihr nicht Geld habt, kommet her, kauft und esset; kommet her und kauft ohne Geld und umsonst, beides Wein und Milch.

Dem Grafen Christoph wurde es weich um's Herz, und noch weicher, als die Kinderstimmen wie helle Glöckchen anfangen zu singen: „Hosianna, gelobet sei Der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höh!“ — Er sieht sich um im kleinen Stübchen; es ist reinlich, aber sehr, sehr arm. Er sieht des Vaters Hände, sie sind voll Schwielen, Zeugen schwerer Arbeit. Er blickt der Mutter in's Angesicht;

ach, sie ist bleich, ihr Herz scheint belastet; sie sieht herab auf ihren Säugling und seufzt, dann aber wacht er auf und begehrt Nahrung, und will trotz allem Wiegen und Wägen nicht mehr schweigen.

Da bindet Graf Christoph sein Pferd an einen Baum, verhüllt sich in seinen Mantel, und tritt ein in die Hütte. „Guten Abend, lieben Leute,“ sagte er; „Euer Herr Gott schickt Euch hier ein Christkindchen.“ — Und damit fängt der Graf an auszukramen aus den tiefen Taschen seines Mantels, daß es eine helle Lust war. Wer hätte das gedacht! — Da liegen Spielsachen, Kappen Strümpfe, Kleidchen, Zuckerbrod: ein bunter Markt breitet sich aus vor den erstaunten Augen der Familie, und keines vermag ein Wort hervorzubringen, kein S weiß, wie ihm geschieht. Und als Graf Christoph fertig ist, da schüttelt er dem Vater die Rechte mit warmem, schwerem Händedruck, sagte Gute Nacht, ist zur Thüre draußen und sprengte im hellen Galopp davon, — der Vater öffnet

die Hand, — sie ist voll glänzender Thaler! — Da stehen sie — Vater, Mutter und Kinder — stumm und selig!

Wer kann die Augenblicke der Seligkeit beschreiben! — O du Menschenherz, das du mühselig und beladen einhergehst, — hast du noch nie diese Seligkeit geschmeckt, und Gnade um Gnade empfangen aus des Heilandes milden Händen? — Mache dich auf, gehe zu deinem Vater und bitte Ihn, Er wird dir geben, was dein Herz wünschet.

Frau Linhard und ihr Mann hatten sich auch aufgemacht, hatten herzhaft an der Gebetsglocke gezogen, denn Beutel und Brodlade waren leer, aber die Herzen waren voll Glauben und stillem Hoffen und nun durften sie schauen.

Das Mägdlein, das kleine Lissi, kam am ersten zu Wort, denn sie hatte ein Püppchen gesehen, und streckte sich, um es zu erreichen.

„Was war das, was war das?“ rief der Vater.

„Vater,“ sagte das Lissi, „ich hab’ un-

den, und hatte gar keine Zeit, sich auf weitere Fragen und Antworten einzulassen.

Daheim fand sie Alles leer, und das war ihr so gerade recht, denn was sie im Sinne hatte, brauchte kein Mensch zu wissen.

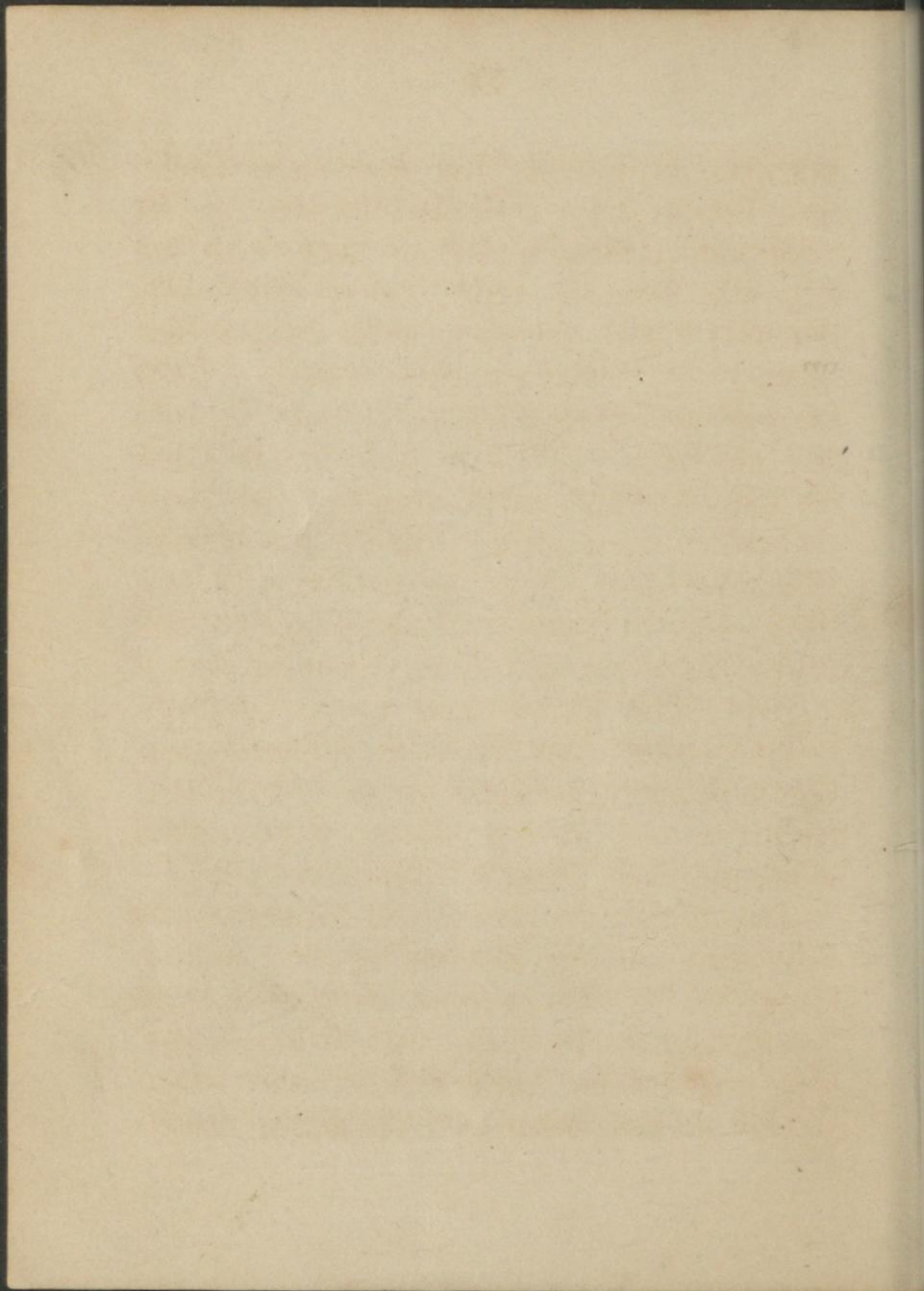
Sie trieb die Ziege in den Stall, gab ihr frische Streu und Futter, eilte dann an das Brunnlein vor dem Haus, und fing an, eiligst ihr Gesichtchen zu waschen. Und dann wurde das gelbe Haar gekämmt, und das Sonntagsröckchen angezogen mit dem rothen Nieder, das Strohhütchen aufgesetzt; eben wollte sie die Hütte verlassen, da kehrte sie noch einmal um, drückte sich in ein Eckchen, oben an der Eltern-Bette, kniete einige Augenblicke mit gefalteten Händen, stand dann fröhlich auf, schloß die Hausthüre, und schritt munter das Wiesenthal hinan.

Ei, was hat das Mägdlein im Sinn? es guckt nicht rechts, es guckt nicht links, wie ein Gilbote marschirt es vorwärts, und sucht das verborgene Fußpfädlein durch

den Felsengrund, den Niemand betritt, als des Jägers gewandter Fuß, weil schon mancher in dem tiefen Felsengrund seinen Tod gefunden hat.

Aber Lissi fürchtet sich nicht, es weiß, was es will, und was es soll, und wer mit ihm geht, nämlich der Heiland mit einer ganzen Schaar heiliger Engel. Die führten den schwachen Fuß, daß er dort, wo der schmale Steg über den brausenden Waldbach führte, nicht ausglitt; sie hüteten des Kindes Auge, daß es beim Vorübergehen an der unermesslichen Tiefe keinen Schwindel faßte. Sie brachten Lissi wohlbehalten an den Ort, wo es hin wollte, nämlich auf Burg Donnern, zu der es diesmal von der Hinterseite her gelangt war. Noch eine Felswand trennte sie von der Burg, an welcher vorbei ein schmaler Fußsteig ging, der geradezu in den Schloßgarten führte. Sie bog um die Ecke; — da stand sie vor dem schäumenden Wasserfall, in dessen Staubwolken die Sonnenstrahlen die schönsten Regenbogenfarben





malten. Lissi setzte sich auf einen Stein, und sah in die Herrlichkeit hinein, die sie noch nie gesehen hatte; — und doch sah sie, als sähe sie nicht; — ei, Mägdlein, wie klopft das Herzchen unter dem rothen Nieder! — Lissi sann eine Weile; — „bin ich auf unrechtlichen Wegen?“ sagte sie leise zu sich selbst. „Nein,“ und damit stand sie auf, pflückte ein Sträußchen der duftenden Blumen und Kräuter, die hier in Menge wuchsen, band es zierlich mit einem Grashalm zusammen, und ging entschiedenen Schrittes auf Burg Donnern los.

Jetzt stand sie vor dem großen Hofthor, dessen kleines, mit eisernem schweren Beschläg versehenes Pfortchen zu öffnen nicht leicht ist für so eine kleine Lissi; aber, was kann der Mensch, wenn er will! —

Das Mägdlein drückt sich hinein, und steht nun vor der zweiten Pforte, an der Burg selbst; sie ist aber geschlossen, und Niemand um den Weg; Lissi sieht sich um, und gewahrt die große Schelle, aber leider, — sie ist hoch, und das Mägdlein nieder.

Doch weiß sich Lissi zu helfen, sie erblickt einen Stein, wälzt ihn herbei, stellt sich darauf und streckt sich nun, bis das Händchen die Schelle erreicht; — sie zieht — richtig! ein paar dumpfe Töne schallen durch's Haus, das Kind schrickt zusammen; nun, Lissi, nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein! — ein Diener kommt auf den Zehen herbei und öffnet leise die schwere Hausthüre.

„Was willst du?“ sagte er etwas unsanft, und maß das Mägdlein von Kopf bis zu Fuß.

„Ich möchte gerne zum Grafen Christoph.“

„Du kannst nicht zu ihm, er ist krank.“

„Wenn er auch krank ist, ich muß doch zum Grafen.“

„Ei, Närrchen, du kannst nicht zu ihm, er schläft.“

„So will ich warten, bis er aufwacht,“ sagte Lissi beherzt, und schlüpfte durch die Thüre hinein.

In diesem Augenblick schellte es im Krankenzimmer; der Wärter ging hinein,

kam aber gleich wieder heraus und frug den Pförtner, wer eben gekommen sei, der Herr Graf wüßte es zu wissen. „Dies Mädchen hier ist gekommen,“ antwortete er, und deutete auf Lissi, die sich auf die Treppe gesetzt hatte; „es will durchaus zum gnädigen Herrn.“

Der Wärter ging hinein, und kam im nächsten Augenblick wieder heraus mit dem Befehl, das Kind solle sogleich hinein kommen zum Grafen.

Das kam dem Diener wunderbarlich vor, nicht so dem Mägdelein, es hatte es nicht anders erwartet.

Der Wärter öffnete die Thüre zum Krankenzimmer, ließ die Kleine eintreten und entfernte sich. Da stand das Kind in einem großen hohen gewölbten Zimmer, das nur so viel erhellt war, um das Bett finden zu können. Lissi ging herzhaft vorwärts, und stand still vor dem Bette des Kranken, das mit einem schweren dunkelrothen Sammetvorhang umhängt war.

„Was willst du, Kind,“ sagte der Graf

verwundert, und reichte der Kleinen die abgezehrte Hand.

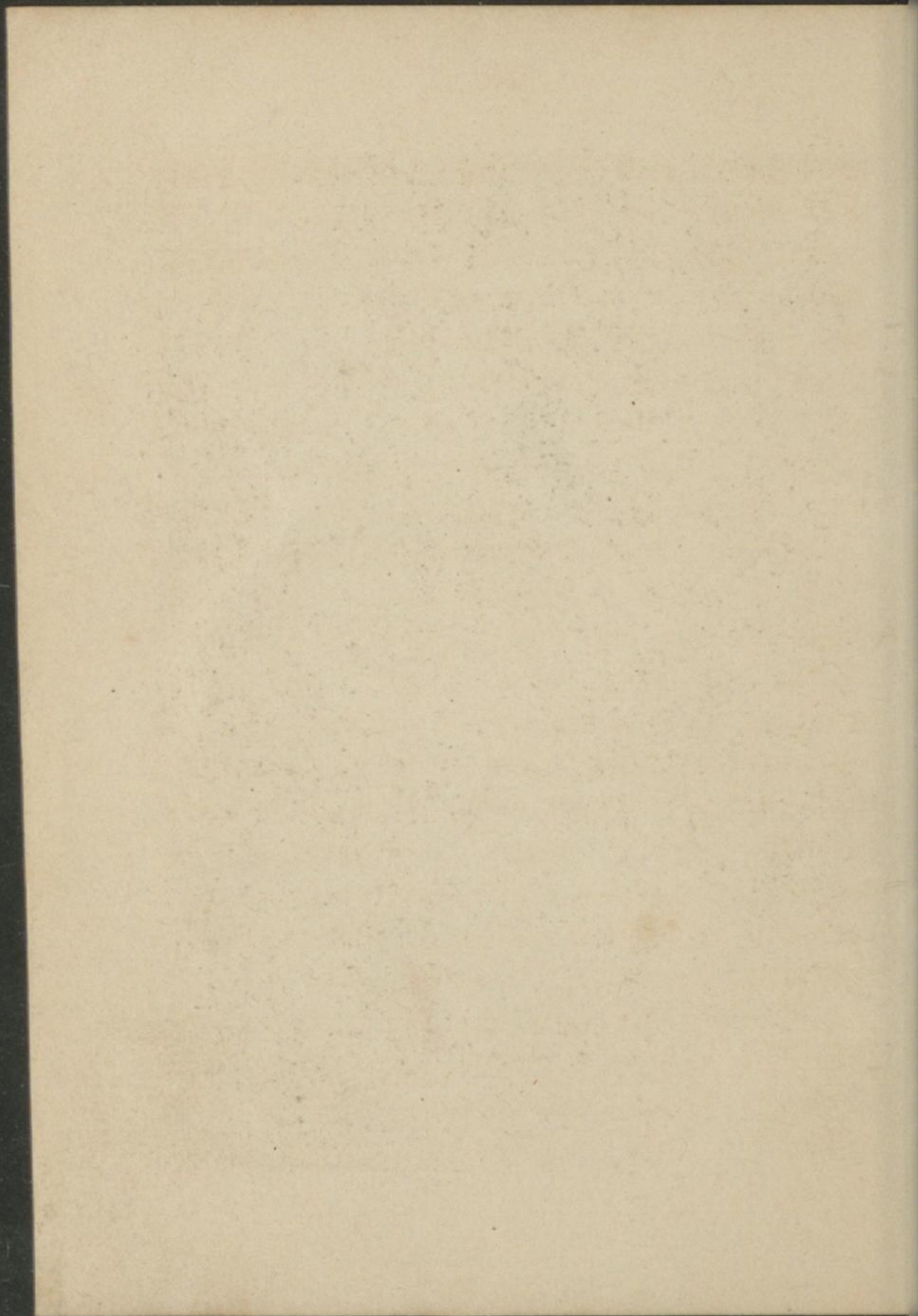
Lissi ergriff sie mit Innigkeit und sagte: „Herr Graf, ich wollte Euch danken für die schönen Geschenke, die Ihr uns am Weihnachtsabend gebracht habt.“

Der Graf sinnt und sieht dem Mägdlein immer fester in's Auge und versteht nicht, was es sagt. Das fährt fort: „Mein Vater und Mutter und ich sind traurig, daß Ihr krank seid, — aber wir beten für Euch zu Gott. — — Graf Christoph, betet Ihr auch, daß Ihr wieder gesund werdet?“ — fuhr Lissi fort mit erhöhter Stimme, und sah forschend und bittend dem Kranken in's matte Auge.

Dieser antwortet nicht, aber sein Blick hängt an des Kindes lieblichem Angesicht, und es dünkt ihm, als sähe er eines Engels Angesicht.

Lissi wurde beherzter: „Graf Christoph,“ sagte sie, „o betet, betet zum Heiland!“ — Sie sprach diese Worte so





herzinnig, daß der Graf plötzlich auffuhr und sagte: „diese Stimme habe ich schon einmal gehört!“ — Und in diesem Augenblick stand jener Weihnachtsabend, wo er die heiligen Gottesworte aus der Kinder Mund vernommen hatte, lebendig vor seiner Seele, und noch etwas schien ihn zu bewegen; denn er sagte mehreremal und rieb sich die Stirne: „Ja, sie ist's, sie ist's.“

„Kind,“ sagte der Graf, und ließ sich traurig auf sein Kissen fallen, „ich kann nicht beten. — — Aber bete du, wenn du kannst.“

Einen Augenblick zögerte die Kleine, — dann kniete sie nieder, wie sie es daheim gewohnt war, und betete, wie sie alle Tage betete: „Lieber, lieber Heiland, segne Du unsern lieben Graf Christoph, und mache ihn bald wieder ganz gesund, und schenke ihm ein neues Herz. — Amen.“

„Amen“ sagte laut der Graf, und reichte Lissi die Hand. „Gott segne dich, mein Kind, — wenn du noch oft so für mich betest, bin ich bald gesund.“ — Die Kleine

legte ihr Sträußchen auf's Bett des Kranken, und entfernte sich mit kindlichem Gruß.

Daheim fand sie noch Alles, wie sie es vor einer Stunde verlassen hatte; rasch zog sie ihr Sonntagskleidchen aus, und trieb die Ziege wieder auf den gewohnten Weideplatz.

Aber wie war es dem Grafen zu Muth! — Laßt Euch erzählen, liebe Kinder, wie der freundliche Heiland der Lissi Bahn bereitet hat.

Ihr wißt, was dem Apostel Paulus, als er noch ein Saulus war, auf dem Wege von Damaskus begegnet ist. Blind führte man ihn in die Stadt, dort lag er drei Tage und drei Nächte als ein Bettler vor dem Herrn, den er verfolgt hatte, finster von außen, finster von innen; — da erbarmte sich Gott seiner geängsteten Seele, und ließ ihn im Geist Anania sehen, der als ein Bruder zu ihm eintrat, die Hände auf sein Haupt legte, und ihn mit dem heiligen Geist erfüllte und wieder sehend machte. (Apostelg. 9.)

Etwas Aehnliches erlebte der Graf an jenem Morgen, als Lissi ihn besuchte. Er war ein wenig eingeschlummert, da träumte ihm, er sei auf wogender See in einem kleinen Rachen; ein Windstoß stieß den Rachen um und warf ihn in den schäumenden Abgrund — schon gehen die Fluthen über sein Haupt, noch einmal treibt ihn die Fluth in die Höhe — er öffnet die Augen, während eine wahre Todesnacht ihm die Brust zuschnürt! — Da erscheint plötzlich eine kleine Hand, die faßt ihn kräftig und zieht ihn empor; verwundert blickt er aufwärts, und sieht ein Mägdlein mit frischen Wangen und mitleidigem Blick; das wächst mit jedem Augenblick, und trägt den Grafen mit starkem Arm heraus aus der schäumenden Fluth hin auf eine grüne Aue zu frischen Wasserquellen und duftenden Blumen.

Als Lissi vor seinem Bette stand, da erkannte er plötzlich das freundliche Angesicht, das er im Schlaf gesehen, — er hörte ihre frommen Worte und ihre Gebetlein

aus kindlich-gläubigem Herzen, und es dünkte den Grafen, als finde hierinnen das schwankende Rohr seines Herzens einen Ruhe- und Haltpunkt. — Er faßte die Blumen, erquidte sich an ihrem kräftigen Duft und frug sich: „War's ein Traum, oder war's kein Traum?“ —

Was sich weiter im Herzen des Grafen begeben hat, liebe Kinder, das kann ich Euch nicht sagen. Nur so viel ist gewiß, daß, als am Abend die Aerzte wiederkamen, sie die Krankheit für gebrochen erklärten, — und daß den andern Morgen der Geistliche des Dorfs zu dem Grafen geholt wurde, und seither täglich eine Stunde bei ihm verweilte.

Vier Wochen waren seither vorübergegangen, da fuhr eines Sonntag Morgens eine geschlossene Chaise von Burg Donnern langsam den breiten Fahrweg herunter, Donnerau zu. Als sie in's Dorf einbog, begann eben das Kirchengeläute; die Chaise hielt vor der Kirche, und heraus stieg, gestützt von einem Diener und begleitet

von seiner Gattin und sämtlichen Kindern, Graf Christoph und schritt langsam in die Kirche dem Herrenstuhl zu.

Der Graf war sehr bleich, — es war heute sein erster Ausgang, — aber ein sanfter Ausdruck von innerem Frieden lag auf seinen Zügen, der seinen Untergebenen, die ihn mit freudiger Theilnahme betrachteten, nicht entging.

Ganz anders als ehemals, wo er nur höchst selten, und da mit sichtbarer Längeweile, den Gottesdienst besucht hatte, saß er heute unter seinen Leuten. —

Manche Thräne quoll aus seinen Augen, — besonders als der Geistliche mit herzlichen Worten dem Herrn dankte, daß er das Flehen erhört, und ihrem lieben Grundherrn, dem Grafen Christoph, die Gesundheit wiedergeschenkt habe; er schämte sich nicht seiner Thränen, und verbarg sie nicht. Graf Christoph hatte ein neues Herz bekommen.

Wer aber über den ganzen Gottesdienst kein Auge vom Grafen wandte, das

war Lissi, deren dankerfülltes Herzchen keine Worte hatte.

Sie sollte noch mehr erfahren.

Als die Kirche zu Ende war, und der Graf mit stummem Dank dem Geistlichen die Hand gedrückt hatte, — da hieß er die Chaise langsam vorausfahren, er selbst ging zu Fuß nach, und trat mit seiner ganzen Familie ein in Linhard's Haus. — Da war Freude und Wonne.

„Dem Herrn sei's gedankt, daß wir Sie wieder gesund sehen dürfen, Herr Graf,“ sagte der Vater treuherzig und mit dem Ausdruck wahrer Freude.

Lissi stand da im rothen Nieder und gelben Strohhütchen, wie der Graf sie in der Krankheit gesehen, und sah mit freude-trunkenem Blick am Grafen hinauf.

Er aber drückte das Kind an sein Herz und sagte zu seiner Gattin: „Ida, das war die gute Hand, durch die mich der Herr aus dem Wasser gezogen hat; — und nun erlaubet, Vater Linhard, daß das Kind mit mir heimfährt und oft zu mei-

nen Kindern kommt, damit sie auch lernen, was Lissi schon kann.“

Lissi war selig. Sie fuhr mit hinauf in der rothen Chaise auf Burg Donnern, und die gräflichen Kinder sahen mit einer gewissen Ehrfurcht an dem schlichten Bauernmägdelein hinauf, und ließen sich von ihm Sprüche und Lieder lehren, und die Geschichten erzählen, die es von Vater und Mutter gehört hatte, und die den Kindern auf der Burg völlig fremd waren.

Ein neues Leben begann auf Burg Donnern und verbreitete sich wohlthuend über alle Gemüther und auf die ganze Lebensweise. -- Denn:

Wo Jesus Christus ist der Herr,  
Wird's alle Tage herrlicher.

Wenn nun Gräfin Ida am Fenster stand und der untergehenden Sonne nachsah, dann war es nicht mehr die Thräne der Sehnsucht, — ihre Seele hatte Ruhe gefunden, und preisete die Barmherzigkeit Gottes, der auch sie und ihr Haus besucht und erlöst hatte.

---

## Die Spinnweben.

---

Hörst du, Johanna, fege auch ja die Spinnweben weg! Das waren die letzten Worte, die Frau Hansen zu ihrem Mädchen sagte, als sie eine alte Vorrathskammer wieder rein machen lassen wollte, die lange nicht gebraucht war.

Johanna war ein flinkes Mädchen und hatte schon viele Jahre bei ihrer Herrschaft gedient. Aber manchmal thun die Mädchen ihre Arbeit nicht ordentlich: sie stäuben die Stühle bloß ab und klopfen sie nicht aus, fegen nur die Fußböden, anstatt zu scheuern; und dann hängen auch manchmal an der Decke ein oder mehrere lange Spinnfäden und in einer Ecke sitzt ein Spinnweben. Ob Frau Hansen so etwas früher bemerkt hatte, kann ich nicht sagen, aber sie sagte mit besonderem Nachdruck die

Worte: Johanna, fege auch ja die Spinnewe-  
weben weg.

Das Herz ist eine Kammer, die oft rein  
gemacht werden muß, und wenn das nicht  
sehr sorgfältig geschieht, so ist da gleich  
eine große Unordnung. O wie voller  
Spinnewebe ist ein vernachlässigtes Herz!

Ich will aber gleich sagen, was ich mit  
den Spinnewebe meine. Du weißt wohl,  
die Spinnen machen die Spinnewebe. Zu-  
erst ist es so dünn und fein, kaum daß  
man es sehen kann, aber dann spinnt die  
Spinne noch einen Faden und noch einen,  
und wenn Staub darauf fällt und es lange  
Zeit sitzen bleibt und immer größer und  
stärker wird, wie häßlich und schmutzig sieht  
es dann aus!

Die Sünde oder vielmehr der Böse,  
der Urheber der Sünde, arbeitet immerfort  
in deinem Herzen wie eine Spinne, wenn  
du auch oft den Faden gar nicht sehen  
kannst. Die Fäden sind böse Gedanken und  
schlechte Gewohnheiten, die immer schlim-  
mer werden, wenn nicht alle Tage das

Herz von ihnen gereinigt wird. Wenn ich also von Spinnweben sage, so meine ich damit die bösen Gedanken und Neigungen und Gewohnheiten; und so sage ich: Fege ja die Spinnweben weg.

Das Erste, was du thun mußt, ist, daß du Gott um Kraft und Beistand bittest, denn du könntest leichter einen Wald von wilden Thieren säubern ohne Gottes Beistand, als dein Herz von solchen Spinnweben reinigen.

Zuweilen sind Kinder mürrisch und eigensinnig gegen ihre Eltern und Lehrer. Der Eigensinn ist recht ein großes Spinnwebgewebe; wie häßlich macht er das Herz und das Leben!

Manchmal sind sie undankbar; der Undank ist fürwahr ein schmutziges Spinnwebgewebe, wenn wir bedenken, wie viel Gutes wir empfangen. Wenn du eigensinnig oder undankbar bist, so mache dich nur schnell an's Werk und fege ja diese Spinnweben weg.

Ich habe viele junge Menschen gekannt,

die stolz waren; der Stolz ist ein gar böses Spinnweb. Andere sind neidisch; dies Spinnweb ist eben so häßlich wie das andere. Wenn ich dich noch genauer kenne, so müßte ich dir vielleicht noch von anderen Spinnweben in deinem Herzen sagen; ich hoffe aber, du bist nicht heftig und jähzornig, nicht selbstsüchtig und gierig, nicht lieblos und verdiebstlich, denn wenn du eins von diesen Spinnweben in deinem Herzen hättest, so würdest du dich selbst und Alle, die mit dir zu thun haben, quälen, und Dornen sammeln, wo du Rosen pflücken könntest, und machen, daß Mancher dich meidet und nicht leiden mag, der dich sonst lieben und dir viel Gutes thun würde. Ich weiß nicht, ob Eins oder das Andere der Fall ist, aber wenn es wäre, so sage ich: fege ja auch diese Spinnweben weg.

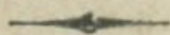
Es sollte mir sehr leid thun, wenn du nicht ehrlich und aufrichtig wärst, und ebenfalls, wenn du grausam wärst: denn die Grausamkeit ist eine der schmutzigsten

Spinnewebe im Herzen, wenn du dein Herz auch zwanzigmal von allem andern Bösen rein machtest und ließeſt Lügen und Graufamkeit darin, ſo würdeſt du doch unerträglich ſein; dieſe zwei Spinnewebe müſſen ganz rein weggeſegt werden.

Es gibt noch viele andere Spinnewebe, und es kann wohl ſein, daß ich gar nichts von dem geſagt habe, was in deinem Herzen iſt; du ſollteſt dich einmal ſelber darauf beſinnen. Denn wenn auch kein Menſch ſie ſieht, ſo ſind ſie doch immer ſchmutzig und häßlich. Bitte du Gott, daß der heilige Geiſt dein Herz regiere, damit es rein werde, und bete: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewiſſen Geiſt. Und darauf fange friſch an, mit demüthigem, willigem und ſorgfältigem Geiſte, die Spinnewebe wegzufegen. Du kannſt allein nichts ausrichten. aber du kannſt Alles vollbringen mit Gottes Hilfe.

---

# Inhalt.



	Seite
I. Segen frommer Kinder . . . .	1
II. Einige Blüthen und Früchte aus dem Leben eines Kindes . . . .	41
III. Des Kindes Einfalt . . . . .	56
IV. Die Spinnewebe . . . . .	88

